DAN SHOCKER'S

Macabros



Nr. 13

DM 1.20

Printed in Germany

Mandragora

HERRIN DER ANGST



Nr. 13

Mandragora, Herrin der Angst

Es war ein Montagabend, da passierte es zum erstenmal. Sie sah Bilder und hörte Geräusche, die nicht von dieser Welt sein konnten.

Aus farbigen Nebeln entstand eine fruchtbare, märchenschöne Landschaft. So stellte man sich in Wunschträumen die Südseeinsel des ewigen Friedens vor.

Die junge Frau wurde von den Bildern gefangengenommen: üppig blühende Lianen, palmenartige Gewächse in überirdischen Farben, die einen berauschenden Duft verströmten.

Dann die Stimme…

»Ich heiße dich willkommen in meiner Welt! Du hast den Weg zu mir gesucht und gefunden.«

Erika Paller sah sich nach allen Seiten um.

Woher kam nur diese betörende Stimme?

Da – zwischen den Bäumen am weißen Strand bewegte sich eine braunhäutige Schönheit, nackt wie die Natur sie geschaffen hatte. Das lange Haar lag sanft auf ihren Brüsten. Im Haar steckte eine große, zitronengelbe Blüte.

Die Fremde stand wie eine Göttin im Licht und blickte zu Erika herüber.

»Du bist – Mandragora?« hauchte Erika Paller.

»Ja, ich bin Mandragora.«

Ein Triumphgefühl, wie sie es nie erlebt hatte, erfaßte Erika. Nun würde sie alles erfahren.

Sie lief auf den weißen Strand zu, aber der kam ihr nicht näher.

Die Farben zerflossen, aus dem strahlenden Blau wurde ein bedrückendes Grau, die wohlriechende Luft zersetzte sich zu einem ätzenden Gestank, der ihre Kehle zuschnürte.

Was war los?

Panische Angst überwältigte Erika. Ihr Herz klopfte rasend.

Eine Sturmbö packte sie. Schäumende Wogen brachen sich in einer bizarren, erschreckend felsigen Bucht.

Die Gestalt Mandragoras löste sich in schattige Fetzen auf. Für den Bruchteil eines Augenblicks glaubte Erika Paller, ein schrecklicher schwarzer Vogel würde sich emporschwingen und mit schrillen Lauten über sie immer enger werdende Kreise ziehen.

Erikas Haare flatterten wie eine Fahne um ihre Ohren. Sie verlor den Boden unter den Füßen.

Eine rasende Abwärtsbewegung setzte ein. Ein dunkles Grau umhüllte sie, dann Schwärze… endlich das Nichts.

Ein furchtbarer Schmerz preßte ihre Brust zusammen. Ihre Lungen zerbröckelten.

Das Gefühl absoluten Horrors, das Drogensüchtige im letzten Stadium auslöscht, bemächtigte sich ihrer.

*

Sie wußte nicht, wie lange sie so dagelegen hatte.

Als sie sich aufrichtete, fühlte sie sich matt und kraftlos.

Die Kerze auf dem Tisch vor ihr war völlig herabgebrannt.

Der Stuhl, auf dem sie gesessen hatte, war umgekippt. Die junge Frau fand sich auf dem Boden wieder.

Stöhnend griff sie zum Hinterkopf. Er schmerzte. Ein ungeheurer Druck wurde auf die Schädeldecke ausgeübt.

Sie hatte nichts vergessen. Alles stand klar und deutlich vor ihrem geistigen Auge.

Sie erhob sich vom Boden, mußte sich auf die Tischplatte stützen. Ihre Kräfte reichten nicht aus, stehenzubleiben. Sie zog mit Mühe den Stuhl in die Höhe und ließ sich darauffallen.

Ihr suchender Blick blieb an einem blühenden Nachtschattengewächs hängen, das durch grünliche Blüten und gelbrote Früchte auffiel.

Eine seltene Pflanze, die man an versteckten Orten in Mittelitalien finden konnte. Man nannte sie – Mandragora.

»Mandragora«, murmelte Erika Paller. Sie lauschte dem Wort nach, als könnte sie dem Klang etwas Besonderes entnehmen.

»Ich habe sie gesehen… es gibt sie…«

Aber – hatte sie das wirklich erlebt? Oder war alles nur Einbildung, nur ein Traum gewesen?

Sie rieb sich die Augen. Wie Blei fühlten sich ihre Glieder an. Ihr Herz flatterte. Sie fühlte sich schwach.

Seit Tagen hatte sie nichts Richtiges mehr zu sich genommen. Nur hin und wieder einen Bissen, um den quälenden Hunger zu betäuben.

Minutenlang saß sie da, starrte vor sich hin und war zu keiner Bewegung fähig.

Ich geh’ vor die Hunde, sagte sie sich, wenn ich so weitermache. Aber seltsamerweise machte ihr das nichts aus.

Die Bilder drängten sich ihr wieder auf. Die ferne, unerreichbare Welt. Unerreichbar? Nein, sie hatte diese Welt erreicht.

Endlich. Wie lange hatten die Vorbereitungen gedauert? Wie lange hatte es gedauert, bis sie die Zusammensetzung des Tranks und die richtige Dosierung gefunden hatte? Anfangs war sie nur schläfrig geworden.

Doch dann hatte sie mehr gewagt.

Heute abend zum erstenmal war die Dosis stark genug gewesen, um ihren Geist vom Körper zu trennen. Sie war in einer Welt gewesen, die noch niemand vor ihr gesehen hatte.

Sie war in einer Art Rausch gewesen, dies mußte sie zugeben. Aber dieser Rausch war auf keinen Fall mit jenen zu vergleichen, die man

durch Alkohol, Narkotika und Drogen herbeiführen konnte.

Sie hatte die Früchte einer geheimnisvollen Pflanze pulverisiert und ein Getränk daraus bereitet.

Seit Jahren experimentierte sie mit Heilkräutern und Pflanzen, mit denen in früheren Zeiten Alchimisten und Hexen umgegangen waren.

Ihr größtes Interesse aber galt der Mandragora. Die Frucht war aus Persien gekommen, in unseren Breiten wurde sie Alraun genannt.

Während ihres Pharmazie-Studiums lernte sie viele Methoden kennen, wie man aus Pflanzen, Elixiere und Destillate gewinnen kann.

Ihr Vater wollte, daß sie Apothekerin wurde, um das väterliche Erbe zu übernehmen. Ihr Beruf war zu ihrem Hobby geworden. In einem kleinen Garten hinter dem Haus züchtete sie seltene Krauter. Sie hatte sogar ein kleines Treibhaus, in dem sie besonders empfindliche Pflanzen zog. Dazu gehörte auch die Mandragora.

Ein Schwächeanfall zwang Erika Paller, ihren Kopf auf die Tischplatte zu legen. Die junge Apothekerin sah die blühende Pflanze nur noch verschwommen vor sich.

Ausgemergelt und krank fühlte sie sich, ganz tief in ihrem Bewußtsein meldete sich eine warnende Stimme, daß ihre Selbstversuche über kurz oder lang mit einer Katastrophe enden mußten.

Sie höhlte ihren Körper aus, der Zusammenbruch war vorhersehbar.

Lohnte sich dies alles eigentlich?

Sie mußte an die letzten Bilder denken, welche die anderen vertrieben hatten. Wieso war eine so schöne, sonnige Welt plötzlich so trübe und bedrückend geworden? Woher kamen die schrecklichen Einflüsse? Hing das damit zusammen, daß die Dosis nicht stark genug gewesen war? Waren Bilder aus ihrem angsterfüllten Unterbewußtsein aufgestiegen, um sie abzuschrecken?

Aber dann wäre alles doch nur eine Halluzination gewesen, die man mit tausend anderen Drogen auch erzielen konnte.

Sie mußte es nachprüfen.

Sie hob den Kopf und stand schwerfällig wie eine alte Frau von ihrem Stuhl auf.

Hinter ihr auf einem breiten Regalbrett lief ein Tonbandgerät. Ein graues Kabel verband es mit dem Mikrophon, das auf dem Tisch stand.

Daneben war eine Filmkamera auf Erika gerichtet. Der Auslöser war so eingestellt worden, daß er eine Viertelstunde nach der Einnahme des Tranks den Motor in Gang setzte.

Das Ganze war ein wenig primitiv, aber es war ja auch ein erster Versuch.

Erika ließ das Tonband zurückspulen. Dann schaltete sie auf Wiedergabe.

»Hier spricht Erika Paller. Dies ist mein dreiundvierzigster Versuch, zum erstenmal verwende ich eine höhere Dosis. Ich nehme…« erklang es aus dem Lautsprecher. Sie hörte nicht mehr hin. Diesen Spruch kannte sie. Es folgten alle notwendigen Angaben über Datum, Uhrzeit und Zusammensetzung des Tranks, den sie zurecht gemixt hatte.

Dann Stille. Das Band rauschte kaum hörbar.

Sie wartete auf etwas Bestimmtes. Aber es kam nichts. Sie vernahm nicht einmal ihren Atem. Und auch die Stelle, wo der Stuhl umgekippt war, fehlte.

Hatte das Band versagt?

Nein! Alles, was vorher gesprochen worden war, die wichtigen Angaben, die den Versuch und die Umstände schilderten, waren erhalten.

Alles andere, was nachher gekommen war, fehlte.

Eine eiskalte Hand griff nach ihrem Herzen. Sie fragte sich, wie dies möglich war.

Dann nahm sie die Filmkamera vor und ging in den kleinen Verschlag, der als Dunkelkammer diente. Sie zog den Film durch den Entwickler. Das Ergebnis – null! Obwohl der Film höchstempfindlich war.

Also – kein Bild, kein Ton von dem, was die junge Frau gesehen und erlebt hatte.

War alles nur ein Traum gewesen?

›Ich muß den Versuch wiederholen‹, drängten ihre Gedanken. ›Jetzt! Sofort! Nicht lange zögern. Den Faden umgehend wieder da aufnehmen, wo ich ihn verloren habe.‹

Sie schleppte sich in die Küche. Ihre Haut fühlte sich heiß und trocken an, als ob sie Fieber hätte.

Sie griff nach der Sprudelflasche, öffnete sie und setzte sie an.

Gurgelnd lief das Mineralwasser durch die Kehle. Sie trank die Flasche fast leer.

Danach fühlte sie sich etwas besser.

Nachdenklich ging sie in den Korridor, schaltete das Licht an und betrachtete sich im Spiegel.

Sie sah bleich aus und abgespannt. Mit einer fahrigen Bewegung fuhr sie sich durch die kurzgeschnittenen Haare.

Sie war ein aparter Typ mit sinnlichen Lippen und schönen Jochbogen.

»Zum Kotzen«, stöhnte sie und wandte sich ab, als könne sie ihren eigenen Anblick nicht mehr ertragen.

Ihr Blick fiel auf die Uhr.

Erst acht. Der Abend hatte erst begonnen. Um sieben Uhr hatte sie den Versuch gestartet. Eine knappe Stunde war sie abwesend gewesen, eine knappe Stunde hatte sie sich in der anderen Welt aufgehalten.

Es zog sie wieder dorthin. Wie ein Gift schlich sich der Gedanke in ihr Bewußtsein, daß sie die Begegnung mit Mandragora dringend nochmals suchen mußte.

Die Überzeugung, daß dort oben eine Nachricht auf sie wartete, drängte alle anderen Gedanken in den Hintergrund.

Die Luft in dem kleinen Zimmer kam ihr stickig vor. Vor ihren Augen tanzten dunkle Punkte, sie taumelte zum Fenster, um es aufzustoßen.

Kein Windhauch bewegte die Luft, es war schwül.

Der Himmel war sternenklar. Sie wandte den Blick nach oben, atmete tief durch und sah in der endlosen Weite des Himmels die unzähligen Sterne blinken.

Ferne Welten. Kalt und unbewohnt. Kein Wissenschaftler war heute noch so vermessen, anzunehmen, daß nur ein einziger Planet von Milliarden und Abermilliarden Leben hervorgebracht hätte. Experimente waren im Gange, um herauszufinden, wo anderes Leben existierte.

Erika hatte eine Möglichkeit gefunden. Auf ihre Weise. Sie hatte eine Astralreise gemacht. Das war ein Anfang. Sie durfte nicht lockerlassen. Sie mußte mit Mandragora, der geheimnisvollen Herrin einer geheimnisvollen Welt, sprechen.

Vor ihren Augen kreiste der ganze Himmel. Aber einer dieser Sterne stand still und strahlte besonders hell.

Ihr Herzschlag stockte.

Brennende Sehnsucht verzehrte sie nach der anderen Welt.

War es ihre Welt?

Hatte sie schon einmal gelebt auf einem anderen Stern? War das, was sie jetzt tat, kein Forschen nach Neuem, sondern ein Erinnern an Dinge, die ihr nach und nach wieder bewußt wurden?

Gedankenversunken stand sie da und starrte in den sternklaren Himmel.

Das Geräusch eines näher kommenden Fahrzeugs riß sie in die Wirklichkeit zurück.

Ein Auto um diese Zeit und in dieser Gegend war zumindest in der jetzigen Jahreszeit recht ungewöhnlich.

In dieser Wochenendsiedlung am Abhang des Taunus vor den Toren von Frankfurt war zum Wochenanfang nichts los. Von den bungalowähnlichen Flachbauten war im Moment nur ein einziger bewohnt, und das war ihrer.

Wer kam jetzt, am Anfang der Woche, noch hierher?

Sie sah hinter den Hecken, die das Grundstück begrenzten, helle Scheinwerfer. Der Fahrer benutzte den Weg, der genau auf ihr Grundstück zuführte.

Sie war gespannte Aufmerksamkeit.

Außer den Angestellten der Apotheke wußte niemand, daß sie hier war. In dem Wochenendhaus gab es kein Telefon. Vielleicht war eine wichtige geschäftliche Entscheidung zu fällen, dann mußte sich jemand auf den Weg machen und zu ihr herauskommen.

Aber es konnte auch ein Fremder, der bemerkt hatte, daß ein Haus bewohnt war… von einer alleinstehenden jungen Frau, sein.

Sie schloß schnell die Fenster und löschte das Licht im Korridor, von dem aus der verräterische Schein durch die Fenster fiel. Ebenso löschte sie die Kerze.

Mit schwacher Hand nahm sie eine Flinte aus dem Gewehrschrank und lud die geladene Waffe durch. Sie konnte damit umgehen. Sie hatte einen Waffenschein und hier in den waldreichen Gebieten des Taunus hatte sie die Jagd ihres Vaters übernommen. Sie war eine gute Schützin. Sie konnte nicht nur auf Wildschweine und Hasen schießen. Sie schreckte auch nicht davor zurück, die Waffe auf einen Menschen zu richten, wenn sie sich dadurch schützen konnte.

Sollten irgendwelche Radaubrüder versuchen, hier einzudringen in der Hoffnung, hier etwas holen zu können, dann hatten sie sich geirrt.

Der Wagen kam tatsächlich auf das Haus zu und hielt.

Erika Paller hielt den Atem an.

Ein Mann stieg aus und näherte sich dem Gartentörchen.

Es war niedrig genug, um es zu überspringen. Aber der Besucher tat es nicht.

»Erika?!« rief er.

Die Gerufene zuckte zusammen. Die Stimme kannte sie, obwohl es schon lange her war, seitdem sie sie das letzte Mal gehört hatte.

Bernd! schoß es ihr durch den Kopf. Dr. Bernd Kessler!

Was wollte er ausgerechnet hier und zu dieser unmöglichen Zeit?

»Erika?! Bist du da?«

Sie schluckte.

»Erika!« Kessler sprang kurzentschlossen über das niedrige Tor hinweg und lief über den Plattenweg zur Haustür. Dort hing ein schwerer Türklopfer, den eine Freundin ihr geschenkt hatte. Obwohl es Elektrizität in dem Wochenendhaus gab, hatte Erika Paller auf eine elektrische Klingel verzichtet.

Das Klopfgeräusch dröhnte durch das ganze Haus.

Die junge Apothekerin stellte das Gewehr in die Ecke und ging mit schleppenden Schritten zur Tür. Es hatte keinen Sinn, sich zu verleugnen. Wenn Bernd hier auftauchte, hatte er einen Grund. Wahrscheinlich hatte ihr Vater dem jungen Arzt die Adresse gegeben.

Sie knipste das Licht im Flur an, zog den Riegel zurück und schloß auf.

Mit strahlendem Lächeln und braungebrannt stand Kessler vor ihr.

Sein Lächeln blieb, aber der Ausdruck in seinen Augen veränderte

sich, als er sie betrachtete.

Sie nickte. »Ich seh nicht sehr gut aus, ich weiß. Aber ich habe dich auch nicht erwartet«, beugte sie vor, noch ehe er etwas bemerken konnte. »Wenn ich gewußt hätte, daß ich heute hier einen so seltenen Besuch erhalten würde, hätte ich mich in Schale geworfen.«

Sie wußte, daß sie vernachlässigt aussah. Sie trug eine halbdurchsichtige indische Bluse und verwaschene, hautenge Blue Jeans.

»Komm rein!«

Kessler gab sich ungezwungen. Es kam schnell zu einem Gespräch. Sie hatten sehr viel zu erzählen. Zwei Jahre war es her, seitdem sie sich das letzte Mal gesehen hatten. Es war mehr als Freundschaft zwischen ihnen gewesen.

Gemeinsam hatten sie in Frankfurt studiert. Kessler war Arzt geworden. Sein Vater hatte ein gutgehendes Zwanzig-Betten-Sanatorium in Bad Nauheim, das er einmal übernehmen sollte. Kessler würde bestimmt ein guter Arzt werden. Er hatte Talent und liebte seinen Beruf.

»Ich bin heute erst in Frankfurt angekommen«, sagte er, während sie gemeinsam in das gemütlich eingerichtete Kaminzimmer gingen. Erika goß zwei Drinks ein. Er sah, daß sie zitterte und auf wackeligen Beinen stand.

»Was ist los mit dir?« fragte er leise und legte seine Rechte auf ihren Unterarm. Sie hob den Blick. »Bist du krank? Dein Vater macht sich Sorgen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Es ist nichts Ernstes. Ich habe mich ein bißchen gehenlassen, das ist alles. In den letzten Tagen habe ich kaum etwas gegessen.«

»Es ist nicht gut, was du machst.«

Sie lenkte ab. »Du wolltest mir erzählen, wieso du so unverhofft hier auftauchst.«

»Das ist schnell getan. – Ich komme also nach Frankfurt und denke mir: Jetzt überraschst du Erika. Die wird sich wundern, wenn du so unerwartet hereingeschneit kommst. Aber ich habe nur deinen Vater angetroffen. Er hat mir erzählt, daß du im Wochenendhaus anzutreffen wärst. Da bin ich hergefahren.«

»Einfach so?«

»Nein, nicht einfach so. Ich hatte eine sehr lange Unterredung mit deinem Vater. Er meint, du hättest dich verändert. Du hättest dich von allen zurückgezogen. Du hättest den Kontakt verloren zu jungen Menschen und…«

»Ich hätte, hätte, hätte… ja, er hat recht. Aber das hat seine Bedeutung. Es ist nur vorübergehend so. Bis ich meine Arbeit beendet habe. Du weißt doch, wie das ist, wenn man eine Sache im Kopf hat,

von der man überzeugt ist und über die man zu keinem anderen reden kann.«

»Ja, das kenne ich. Aber was ist dir so wichtig, daß du darüber Schlafen und Essen vergißt?«

Sie begegnete seinem Blick. Er hatte grüngraue Augen unter buschigen Brauen. Das dunkle Haar wuchs ihm über die Ohren. Er war eine gepflegte, interessante Erscheinung.

So etwas wie Wehmut stieg in Erika auf, als sie ihn so musterte und unwillkürlich an die vergangenen Tage dachte.

Es war Liebe gewesen. Aber sie hatten es genau wissen wollen. Würde es so bleiben oder war es nur eine vorübergehende Verliebtheit wie in den meisten Fällen, wenn junge Menschen sich mochten.

Sie hatten sich getrennt, jeder sollte seine eigenen Wege gehen.

Zwei Jahre hatte Bernd Kessler sich in Spanien herumgedrückt. An der Costa del Sol in Marbella gehörte seinem Vater gemeinsam mit einem spanischen Kollegen ein kleines Sanatorium, das besonders gern von reichen deutschen Witwen aufgesucht wurde. In diesem Sanatorium hatte er gearbeitet. Den langen Aufenthalt im Süden sah man ihm an.

Sie beide hatten sich vorgenommen, den Zufall über ihr Schicksal entscheiden zu lassen. Zwei Jahre mindestens wollten sie sich nicht sehen, nicht schreiben, nicht miteinander telefonieren. Es sollte so sein, als ob sie verschollen wären.

Was würde sich an ihrer Liebe zueinander ändern? Diese Frage wollten sie genau beantwortet wissen.

Für einen Außenstehenden mochte diese Art von Prüfung etwas Komisches sein, aber sie fanden es keineswegs.

Der erste Moment, als Bernd vorhin vor der Gartentür stand, kam ihr wieder in den Sinn.

Es war keine Begeisterung gewesen. Zu sehr noch stand sie im Bann dessen, was geschehen war und was sie nicht begreifen konnte. Doch nun, mit einem Male, entfernten sich diese Gedanken immer weiter von ihr. Sie begann, sich mit dem Besucher zu beschäftigen.

Wie eine Flut brach alles in ihr auf.

Plötzlich schlang sie die Arme um seinen Hals, als würde ihr jetzt erst bewußt, wer da eigentlich gekommen war. Tränen sprangen aus ihren Augen, um ihre Lippen zuckte es.

»Eri, geliebte Eri!« Er bedeckte ihr heißes Gesicht mit Küssen. »Ich glaube, ich komme zum rechten Zeitpunkt zurück. Du solltest mir alles erzählen, alles…«

*

Bernd holte aus dem Kühlschrank zwei Konservendosen und

machte einen kräftigen Eintopf heiß, in dem Speckwürfel schwammen.

Erika Paller aß mit Heißhunger.

Es tat ihr gut, mit jemandem über das sprechen zu können, was sie bisher allein entscheiden mußte.

Sie zeigte ihm den kleinen Raum, in dem sie ihre Experimente durchgeführt hatte, und erzählte von den Pflanzenauszügen aus der Mandragora. Er wurde bleich.

»Du experimentierst mit – Toxinen?«

»Es gibt hinreichend Beweise, daß Menschen zu allen Zeiten sich aus Früchten Zauber- und Liebestränke brauten. Aber ich habe mehr herausgefunden. Warum hat man dieser Pflanze den Namen einer Frau gegeben?«

»Woher weißt du, daß es der Name einer Frau ist?« fragte er, während er das grünblühende Gewächs von allen Seiten betrachtete.

»Es kam mir in den Sinn. Mandragora, das klingt weiblich und geheimnisvoll.«

»Alles, was weiblich ist, ist auch geheimnisvoll«, gab er zu.

»Wenn von Hexen- und Zaubertränken in alten Büchern die Rede war, hat mich das als Kind schon fasziniert. Ich habe meinen Vater gefragt, ob es so etwas gäbe. 'Es gibt Drogen und Narkotika', antwortete er damals. Aber waren es wirklich nur Halluzinationen, die geschildert wurden? Ich entdeckte in späteren Jahren so vieles, das sich so ungewöhnlich, so ungeheuerlich anhörte, daß es mir nicht in den Kopf wollte, woher die Menschen dies haben könnten. Alles nur Phantasie? War es nicht vielmehr so, daß Hexen wirklich fliegen konnten, wenn sie bestimmte Tränke zu sich nahmen, bestimmte Substanzen in ihre Haut einrieben? Gibt es nicht wirklich jene Orte, von denen sie berichteten, jene fremden Welten, die sie zu sehen glaubten? Es gibt sie. Ich war dort, Bernd.« Ihre Augen nahmen wieder einen fiebrigen Glanz an.

Stand sie im Bann einer anderen Macht? Unter Hypnose?

Er mußte es herausfinden.

Entweder hatte Erika wirklich eine Entdeckung gemacht oder sie hatte ihren Geist schon so zerstört, daß sie nicht mehr in der Lage war, zwischen Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden.

Mit großen Augen sah sie ihn an, während sie mit ihren Fingerspitzen die Konturen seines Gesichts nachzeichnete. »Es ist gut, daß du da bist«, sagte sie. »Du kannst mir helfen. Du sollst dir eine objektive Meinung bilden. Dann kannst du mir sagen, wie es gewesen ist.«

»Nichts ist gewesen, Erika«, versuchte er sie zu ernüchtern. »Tonband und Film haben nichts angezeigt.«

»Genau das ist es, was mich stutzig macht. Die Technik versagt. Das bedeutet: parapsychologische Kräfte haben die elektrischen

Anlagen gestört.«

»Eri! Die Anlage hat funktioniert. Wir haben es nachgeprüft. Du hast einfach in deinem Stuhl gesessen, warst betäubt von dem Trank, den du zu dir genommen hast, und hast deinen Träumen nachgehangen.«

Sie hatte sich doch sehr verändert, fand er. Dies bestärkte ihn in dem Wunsch, ihr zu helfen.

»Die Stimme, die du gehört, die Bilder, die du gesehen hast – sie waren nicht wirklich. Du hast sie dir bloß eingebildet.«

»Aber der Stuhl… er ist umgefallen. Den Schlag hätte das Aufnahmegerät aufzeichnen müssen. Es ist ein sehr empfindliches Mikrofon, das dort auf dem Tisch steht, Bernd.«

»Vielleicht hast du gar nicht auf dem Boden gelegen.«

»Ich weiß es genau.«

»Du weißt selbst, welche Wirkung Psychopharmaka haben, Eri.«

»Ich habe eine Astralreise gemacht, Bernd. Ich habe diesen Raum verlassen, ohne auch nur einen einzigen Schritt vor die Tür zu setzen. Ich werde es dir beweisen. Du wirst es mit deinen eigenen Augen erleben. Ich werde den Versuch wiederholen, genau wie ich es vorhatte. Und du mußt aufpassen, hörst du? Du mußt mich genau beobachten, und nachher mußt du mir sagen, was passiert ist. Einverstanden?«

»Gut.« Er nickte. Vielleicht war dies wirklich die beste Lösung. Er konnte sie überzeugen, wenn er ihr nachher in allen Details ihr Verhalten schilderte. Aber – würde sie ihm glauben?

Mit fieberhafter Eile bereitete sie vor seinen Augen einen neuen Trank vor. Er war entsetzt, als er sah, wie hoch sie ihn dosierte.

»Diese Giftmenge wird dich umbringen«, warnte er.

Sie lächelte. »Das glaubte man bisher. Ich habe das Fünffache dessen genommen, was man allgemein als tödlich annimmt. Ich erhöhe nur um zwei Milligramm: Das ist alles.«

Er versuchte, sie von diesem Unternehmen abzubringen. Aber es war sinnlos.

Sie trank das Glas leer.

Dann lehnte sie sich in den gepolsterten Stuhl zurück und blickte angestrengt auf die vor ihr auf dem Tisch stehende Pflanze.

Ihm fiel auf, wie sehr sie sich auf einen bestimmten Punkt konzentrierte.

»Warum siehst du die Pflanze an?« forschte er.

Erika Paller war erschreckend bleich. Ihre Augen glühten wie Kohlen. »Es ist eine Mandragora, Bernd.«

Das wußte er bereits.

»Ich sehe eine Gestalt«, erklärte sie leise. »Die Zweige links und rechts sind feine schlanke Arme, die sie ausstreckt. Sie reckt sich. Ihr

Körper… ist makellos rein und schön. Eine vollendet göttliche Frau… Mandragora… aus der Blüte geboren…«

Bernd Kessler schloß die Augen. Ein Zittern überlief seinen Körper.

Sie war verrückt! Kein normaler Mensch redete so.

Es kam der Punkt, wo es nicht mehr möglich war, mit ihr ein Wort zu wechseln.

Ihre Lippen bewegten sich noch, aber es kam kein Laut zustande.

Ihr Atem wurde flacher, ihr Puls schwächer.

»Erika!« Dr. Bernd Kessler sah das Unheil kommen. Warum hatte er diesen idiotischen Versuch überhaupt zugelassen?!

Alle Symptome, daß ihr Herz versagen würde, stellten sich ein.

Er sprang auf, schüttelte sie, schlug ihr links und rechts auf die Wangen.

»Erika!«

Sie reagierte nicht.

Sie atmete nicht mehr und ihr Herz stand still.

Erika hatte den Flug ins Jenseits geschafft, in jene andere Welt, wo Mandragora sie erwartete. Erika war tot.

*

Es war alles so schnell gegangen.

Er war Arzt, und doch hatte er versagt.

Er rannte aus dem Haus. In seiner Tasche befand sich ein herz- und kreislaufanregendes Mittel.

Auf dem Weg zurück in den Wochenend-Bungalow zog er die Spritze bereits auf, um keine Zeit zu verlieren.

Erika hatte zuviel gewagt. Was viele Male gutgegangen war – diesmal hatte sie den Bogen überspannt.

Ihr ausgemergelter Körper konnte den neuen Giftstoß nicht verkraften.

Kessler injizierte venös.

Reglos hing Erika im Stuhl.

Er nahm sie herab, machte Atemübungen, Herzmassage. Es nützte alles nichts.

So oft war er mit dem Tod konfrontiert worden, aber hier kam er ihm so fremd und sinnlos vor wie nie zuvor.

Erika reagierte nicht mehr.

Aber er machte weiter. Etwas mußte er doch tun. Sie war völlig paralysiert. Auch in einem Hospital würde man nichts mehr für sie tun können.

Mit leeren Augen starrte er auf die herabbrennende Kerze, auf den Mandragora-Strauch, und auf das Glas, das sie ausgetrunken hatte.

Plötzlich fuhr er zusammen.

Er sah die Situation in einem ganz anderen Licht.

Hier war etwas passiert, etwas Unnatürliches!

Ein Mord. Ein Selbstmord. Und er war dabei gewesen und hatte ihn nicht verhindert.

Wenn er den Todesfall meldete und die Umstände schilderte, würde ihm niemand glauben.

Warum haben Sie es nicht verhindert? würde es heißen. Sie als Arzt müssen doch wissen, was es heißt, eine solche Giftmenge zu schlucken. So, freiwillig hat sie es genommen? Haben Sie nicht ein bißchen nachgeholfen?

Er geriet in eine Panikstimmung, als er daran dachte, daß auch die Tonbandaufnahme gegen ihn sein würde.

Erika hatte alle bisherigen Versuche fein säuberlich mit Datum und Zeitangabe versehen, hatte sie chronologisch katalogisiert.

Aber dieser letzte Versuch war nirgends vermerkt.

Die Polizei würde stutzig werden, wenn sie die Leiche fand.

Er hatte zwar kein Motiv für den Mord, trotzdem würde er hineingezogen werden.

Er liebte Erika, er würde doch niemals… aber… liebte er sie wirklich? Als er hier auftauchte war er in einer unbeschreiblichen Glücksstimmung gewesen. Aber ihre Reaktion… sie war gekommen wie eine kalte Dusche.

Ihr Anblick. Sie hatte ihre Reize, gewiß. Aber doch fehlte ihr etwas, was sie früher besessen hatte.

Wie ausgebrannt, ausgehöhlt war sie ihm vorgekommen.

Zwei Jahre hatten sie sich nicht gesehen. Es würde der Polizei nicht schwerfallen, dies herauszufinden. In welchem Zusammenhang würde ein geschickter Staatsanwalt seine Rückkehr sehen?

Liebte er eine andere? Wollte er die alte loswerden? Kamen ihm die Versuche Erikas nicht sehr recht? So konnte man eine Anklage aufbauen.

Er mußte etwas tun.

Niemand hatte ihn gesehen, niemand wußte, daß er hier gewesen war.

Doch, Erikas Vater! Aber das konnte er zurecht bügeln, wenn er jetzt umgehend anrief und Bescheid sagte, daß er das Wochenendgrundstück nicht gefunden hätte. Er wolle morgen bei Tagesanbruch dann noch einmal versuchen. Das war ein Alibi, niemand konnte ihm nachweisen, daß er hier gewesen war. Es gab keine Zeugen.

Er setzte Erika wieder so in den Stuhl, wie sie im Augenblick des Todes gesessen hatte.

Er hatte Herzmassage ausgeführt. Dies war feststellbar. Vor allen Dingen würde der Einstich in die Vene nicht unentdeckt bleiben.

Aber ganz ohne Risiko ging es nun nicht mehr.

Es kam darauf an, wie und wann man die Leiche entdeckte. Wenn man vom äußeren Rahmen ausging, würden die Beamten an einen Unfall glauben. Wenn man den Nadelstich entdeckte, könnte man anders recherchieren. Das war sein Risiko. Es könnte aber auch ein Unbekannter hier gewesen sein. Kein Mensch wußte genau, was Erika hier trieb.

Er wischte alle Möbel und Gegenstände ab, von denen er glaubte, daß er sie berührt hatte.

Er ließ die Kerze brennen, spielte einen Atemzug lang mit dem Gedanken, sie umzuwerfen. Das konnte zu einem Brand führten. Damit war das Risiko, daß man Spuren sicherstellte, noch geringer. Die Kerze konnte schließlich umgefallen sein, als Erika auf irgendeine dumme Weise gegen den Tisch stieß und… Er verwarf diesen Gedanken ebenso schnell wieder, wie er ihm gekommen war.

Das brachte er doch nicht fertig.

Er verließ das Haus. Auf dem Wege zum Gartentor stutzte er plötzlich.

War da nicht ein Lichtschein neben dem Haus, der vorhin nicht gewesen war?

Er blieb stehen.

Rechts hinter der Hauswand. Hinter einer Buschreihe stand das kleine Treibhaus. Hinter den Fenstern dieses Treibhauses schimmerte es.

Verbrannte dort etwas?

Er ging zur Treibhaustür, die er vorsichtig und leise aufzog.

Links und rechts Kästen und Gewächse, dazwischen ein schmaler Gang.

Bernd Kessler starrte nur geradeaus. Was er dort zu sehen bekam, reichte ihm.

Da vorn… eine gespenstisch fluoreszierende Lichterscheinung kniete vor einer staudenartigen Pflanze mit grünen Blüten und gelbroten Früchten.

Die Kniende pflückte einige Früchte, die Pflanze veränderte sich. Die Blüten und dünnen Zweige nahmen die Umrisse einer jungen Frau an. Eine vollendete Figur!

Träumte er? Narrte ihn ein Spuk?

Er stand da, als wären seine Füße an den Boden festgenagelt.

Die Kniende wandte den Kopf. Kessler traf fast der Schlag.

Ganz deutlich erkannte er Erika Paller. Aber die gleiche Erika Paller saß auf ihrem Stuhl, drinnen im Zimmer und rührte sich nicht mehr.

Die Geistererscheinung löste sich auf. Mit ihr verschwand die Gestalt, die aus den Blüten und Früchten entstanden war.

Was für ein Tag war dies? Was erlebte er hier, das über seinen Verstand ging?

Am liebsten wäre er davongelaufen. Doch der Wille, sich zu vergewissern, ob dort wirklich etwas gewesen war, trieb ihn zu der Stelle, an der Erikas Geist gekniet hatte.

Nichts. Der Spuk war verflogen.

Der Strauch war unverändert. Unwillkürlich griff er nach den Blättern. Sie waren real.

Benommen verließ er das Treibhaus, ohne eine Erklärung für das gespenstische Ereignis gefunden zu haben.

Hatte das Erlebnis mit Erika ihn derart mitgenommen, daß er selbst unter Halluzinationen litt?

Kessler eilte zu seinem Wagen, startete und fuhr los.

Er war so verwirrt, daß er vergaß, die Scheinwerfer einzuschalten. Erst an der nächsten Wegkreuzung fiel es ihm auf.

Eine Minute später erreichte er die Bundesstraße, in die er scharf nach links einbog in Richtung Frankfurt. Er trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch.

Am Straßenrand stand ein Polizeifahrzeug, das eine Panne hatte. Die beiden Beamten warteten darauf, abgeschleppt zu werden.

Sie sahen den Wagen aus dem Zufahrtsweg der Wochenendsiedlung schießen. Hinter der Windschutzscheibe erkannten sie die Umrisse eines einzelnen Mannes.

Den Beamten fiel die Fahrweise des Mannes auf.

»Merk dir mal die Nummer, Heinz!« bat der eine. »Der hat es ja mächtig eilig. Vielleicht hat er uns gesehen.«

»… und möchte nicht gesehen werden«, schloß der andere.

In der letzten Zeit war des öfteren über Einbrüche und Diebstähle in dem Wochenendbezirk gesprochen und geschrieben worden.

Der erste Polizist notierte sich die Nummer.

So kam der Stein ins Rollen…

*

»Bernd!« rief sie voller Entzücken. »Es funktioniert. Schade, daß du nicht hier sein kannst! Aber du könntest, wenn du nur wolltest. Wie schön es hier ist!«

Erika Pallers Entzücken kannte keine Grenzen.

Sie war wieder an der Stelle angekommen, wo Mandragora, die geheimnisvolle Herrin einer fremden Welt, zu Hause war.

Der Strand, die Palmen, der blaue Himmel. Und – Mandragora.

Die Schöne kam ihr entgegen.

Es war, als ob sich zwei Freunde nach langer Zeit wiederträfen.

»Ich freue mich, daß es dir gelungen ist, erneut

hierherzukommen.« Die Stimme Mandragoras klang sanft und unirdisch.

Erika Paller atmete tief durch.

Sie war wieder auf dem fernen, unbekannten Stern, den sie seit Monaten beobachtete und zu dem sie so oft gestarrt hatte, daß sie ihn mit bloßen Augen fand.

War von dort die Aufforderung gekommen, die Experimente mit der Zauberpflanze zu machen?

Sie fühlte sich auf eine seltsame Weise hier heimisch. Alles Irdische lag weit zurück.

Sie empfand weder Heimweh noch Angst. Alles war natürlich und selbstverständlich für sie.

»Wo bin ich hier?« fragte Erika Paller.

»Bei Mandragora, in Mandragoras Paradies«, erhielt sie zur Antwort. Es war eine Gedankenstimme. Erika Paller hörte sie nicht wirklich, sie vernahm die Worte klar und deutlich in ihrem Bewußtsein.

»Wieso bin ich hier?«

»Es war dein Wunsch. Ich habe diesen Wunsch in dir immer stärker werden lassen, weil ich weiß, daß du uns helfen kannst.«

»Helfen? Wie kann ich helfen?«

Während sie so sprach, dachte sie an Bernd, wie er jetzt in dem kleinen, nur vom schummrigen Licht einer Kerze erhellten Raum saß und ihren Körper beobachtete. Bernd war Arzt, er würde sehr genau beobachten und sich Notizen machen. Dabei würde er feststellen, daß dies alles andere als ein üblicher Drogenrausch war.

»Du gehörst zu uns. Du bist nicht die, die du zu sein glaubst.«

Was waren das für Worte! Seltsamerweise erschreckten sie Erika ebensowenig wie die Tatsache, daß Seele und Geist sich von ihrem Körper getrennt und nun hier, nicht zählbare Kilometer oder Lichtjahre von der Erde entfernt, zu einem neuen Körper geformt hatten. Sie war ja nicht unsichtbar. Sie existierte wirklich.

»Das verstehe ich nicht«, dachte sie.

Gedanken blieben der Herrin dieser Welt nicht verborgen.

»Es ist einfach so, Geist und Seele formen den Körper, in dem sie hausen«, erfuhr Erika Paller. »In nichts unterscheidet sich dein Körper von dem, den du auf der Erde hast.«

Sie verstand es zwar nicht, aber sie nahm es hin, wie man Sonnenauf- und -Untergang hinnimmt.

»Dein Leben auf der Erde war ein Traum«, sagte die Stimme in ihr weiter. »Du gehörst hierher. Mit unwiderstehlicher Macht hat es dich hierhergezogen. Dies hier ist dein wirkliches Leben.«

»Aber kann es nicht sein, daß ich dies alles träume?«

»Nein. Folge mir nach.« Mandragora streckte ihre Rechte aus. Erika

Paller ergriff die Hand. Sie war zart und leicht wie eine Blüte. »Du wirst sehr schnell erkennen, wie wichtig deine – Rückkehr geworden ist.«

Das alles klang so seltsam und fremd.

Es hörte sich so an, als ob sie abwesend gewesen und nun zurückgekommen wäre. In Wirklichkeit war es doch nur ein Besuch, der endete, sobald die Wirkung der Mandragora-Auszüge nachließ und Geist und Seele wieder in den irdischen Körper zurückkehrten.

Mandragora trug ein seegrünes, knöchellanges Gewand, das hochgeschlitzt war und lange, feste Schenkel freilegte.

Die Herrin dieses Paradieses an einem fernen Ort im Kosmos ging ihr voraus.

Ein schmaler Pfad führte quer über den Strand. Er mündete in ein Blumenmeer. Der Boden war weich, samtiges Moos breitete sich wie ein Teppich aus. Links und rechts prunkten lebensgroße Blüten, die in ihrer Farbenpracht und ihrem Formenreichtum unübertroffen waren.

Erika Paller ging durch einen blühenden Paradiesgarten. Blumenbeete, Wassertümpel, schattige Ecken mit Sitzgelegenheiten, die zum Verweilen einluden. Ein flaches Haus ruhte auf einem sanften Hügel, von wo aus der Blick weit über Garten, Strand und Meer ging. Ein papageienartiger Vogel hockte auf einem goldschimmernden Gestell in unmittelbarer Nähe des Hauseingangs.

Sein kräftiger Schnabel hackte nach den Körnern auf der Futterplatte unterhalb der Sitzstange. Aus grünen Augen glotzte der Vogel Mandragora und deren Begleiterin an.

Etwas Lauerndes lag in seinem Blick. Erika Paller kam der Gedanke, daß ein Vogel mit solch bösartigen Augen keinen Platz in dieser paradiesischen Umwelt haben sollte.

Mandragora ging durch den bogenartigen Durchlaß. Ein anheimelndes, gedämpftes Licht herrschte im Innern des großen Hauses.

Die Herrin dieser Welt hatte immer wiederholt, daß sie von Erika Paller Hilfe erwartete. Nicht nur für sich, auch für die anderen. Wo waren sie? Warum zeigten sie sich nicht?

Was für eine Hilfe sollte sie leisten? Gab es hier denn Gefahren?

Mandragoras Schritte beschleunigten sich.

Erika konnte ihr nicht so schnell folgen. Ihr Herz schlug bis zum Hals hinauf. Das Atmen wurde ihr schwer.

Eine Gefahr drohte. Erika konnte sich des Gefühls nicht erwehren.

Die Ruhe, die sie zunächst so wohltuend empfunden hatte, kam ihr mit einem Male unheimlich vor.

»Mandragora?« entwickelte sich die Frage in ihrem Bewußtsein. Und dann erfüllte sie jäh nur noch namenloses Grauen.

Mandragora war verschwunden! Eben noch war sie unmittelbar

vor ihr hergegangen.

Der Eingang zum Haus existierte nicht mehr.

Der Paradiesgarten war verschwunden. An seiner Stelle zeigte sich ein Bild, das Erika bis in die tiefste Tiefe ihres Bewußtseins erschütterte.

*

Die Schlagzeile sprang ihm sofort ins Auge, als er die Zeitung auseinanderfaltete.

»Rätselhafter Tod einer jungen Apothekerin. Die Mordkommission in Frankfurt/Main muß sich seit gestern mit einem mysteriösen Mordfall beschäftigen. In den frühen Morgenstunden des Dienstag ist in ihrem Wochenendhaus im Taunus die Vierundzwanzigjährige Erika Paller tot aufgefunden worden. Erste Untersuchungsergebnisse weisen darauf hin, daß Erika Paller an der Überdosis eines ungebräuchlichen Rauschmittels starb, an das sie als Apothekerin leicht herankommen konnte. Alles wies zunächst auf Selbstmord oder einen Unglücksfall hin. Besondere Umstände jedoch haben dazu geführt, daß ein Verdächtiger festgenommen wurde, der nachweislich gestern abend, dem vermutlichen Eintritt des Todes, zuletzt mit ihr zusammengetroffen ist. Der Verdächtige, der zunächst die Tat heftig abgestritten hat, verwickelte sich in Widersprüche. Es konnte aber auf Grund der Aussage zweier Polizeibeamten, die sich zufällig in der Nähe des Tatortes aufhielten, eindeutig belegt werden, daß er irgend etwas mit dem Vorfall zu tun haben muß. Nach einem mehrstündigen Verhör, in dem das Lügengebäude des Festgenommenen zusammenfiel, hat er schließlich zugegeben, bei Todeseintritt anwesend gewesen zu sein. Dr. K., der Verdächtige, behauptet, daß Erika Paller eine Astralreise unternehmen wollte, nachdem sie sich mit genau dosierten Pflanzenauszügen ›eingestimmt‹ hätte und in Verbindung mit einer ›Göttin‹ Mandragora getreten wäre. Erika Paller soll allen Ernstes an diese fiktive Gestalt geglaubt und ihr schließlich das Leben geopfert haben. Kommissar Merlin von der Kripo steht vor keiner leichten Aufgabe…«

Der Mann in dem bequemen Ledersessel ließ die Zeitung sinken. Björn Hellmark fuhr sich nachdenklich durch das dichte blonde Haar.

»Carminia!« rief er.

Die gutgebaute Brasilianerin kam aus dem Arbeitszimmer, in dem sie die Korrespondenz erledigte.

Hellmark, zu Hause am Genfer See in einem Luxusbungalow, führte ein Doppelleben besonderer Art. Er war gezwungen, der Welt und den Menschen das solide Bild einer kreditwürdigen Persönlichkeit vorzuleben. Für alle war er der reiche Unternehmer, der mit seinen

Kosmetik-Artikeln sehr viel Geld verdiente. Die Firma »Beauty House« hatte Niederlassungen in London, Paris, New York, Berlin, Brüssel und Genf.

Björn gab für die Firma war seinen Namen her. In Wirklichkeit wurde sie von Deutschland aus gesteuert. Björns Vater, ein früher sehr erfolgreicher Industrieller, bis er sich zur Ruhe gesetzt hatte, führte nun das Unternehmen seines Sohnes, um ihm Zeit und Raum zu geben für die Aufgaben, die er auszuführen hatte.

Hellmark war kein leichtlebiger Playboy, der sinnlos Geld verschwendete und nicht wußte, was er mit seiner Zeit anfangen sollte.

Er setzte sein Leben für eine Aufgabe ein, die ihm außerirdische Mächte gestellt hatten. Und die Meldung, die er eben in der Zeitung gelesen hatte, schien etwas mit seiner überirdischen Aufgabe zu tun zu haben.

»Der Herr ruft, und der Sklave kommt«, meinte die schöne Brasilianerin. »Willst du einen frischen Kaffee?«

Er legte die Zeitung zusammengefaltet auf den Tisch und erhob sich.

»Ich muß verreisen, Schoko.«

»Dann komm' ich wenigstens dazu, die Briefe fertig zu tippen und mich stört niemand mehr. Wieso so plötzlich?« fragte sie.

Sie sah reizend aus in ihrem großgeblümten kurzen Rock und der Smok-Bluse.

Er erzählte ihr von dem Bericht, den er gelesen hatte.

Ihre dunklen Augen nahmen einen ernsten Ausdruck an. Wenn Björns Aufmerksamkeit erregt wurde, hatte das meist einen gefährlichen Hintergrund.

Sie überflog den Artikel in der »Frankfurter Allgemeinen«.

»Und was glaubst du daraus zu erkennen?«

»Ich glaube, ich sollte mit diesem Dr. K. ein Gespräch führen. Er hat von Mandragora gesprochen, Schoko. Das bedeutet nichts Gutes.«

»Wer oder was ist Mandragora?«

»Al Nafuur hat einmal von ihr gesprochen. Er hat gesagt: Wenn sie sich einmal rührt, dann ist höchste Vorsicht geboten. Wenn ein Mensch den Weg zu ihr findet, bereitet sich Schlimmes vor. Von diesem Tag an würde manches schwerer werden. Vorausgesetzt, daß sie das wahrmachen kann, was sie beabsichtigt.«

»Und worin besteht diese Absicht?« Björn zuckte die Achseln. »Mit Geistern ist das so eine Sache, Schoko. Manchmal sind sie sehr genau in ihren Mitteilungen, manchmal machen sie nur Andeutungen. Man weiß nie, woran man ist.«

»Wann wirst du zurück sein, Björn?«

»Ich weiß es noch nicht. Es kommt ganz darauf an, wie lange es

dauert, bis ich zu diesem Herrn K. vorgelassen werde.«

»Sei vorsichtig!«

Er nahm ihren Kopf in seine Hände und sah in ihre dunklen Augen. Er las die Angst in ihnen.

»Du brauchst keine Furcht zu haben.« Aber das sagte er immer. Doch die Angst blieb wie ein Schatten zurück. Und sie existierte auch in ihm.

Er wußte, daß jeder Gang aus dem Haus unter Umständen der letzte sein konnte.

Die Mächte, die er erkannte, die er bekämpfte, konnten jederzeit zuschlagen. Sie bedienten sich dabei immer neuer Tricks.

*

Ich will zurück! Schrie es in ihr.

Mandragora? Wo bist du? Warum läßt du mich im Stich?

Der Durchlaß, durch den sie gekommen war, war wie eine dicke graue Glaswand. Dahinter tobte ein Sturm. Den Weg, den sie gekommen war, erkannte sie nicht wieder. Die Wiese existierte nicht mehr. Der Boden war aufgespalten. Zyklopenhafte Steine ragten rechts des Weges, den sie vorhin als Moosteppich gesehen hatte.

Die riesigen Blumen waren zu dornigen, verwelkten Pflanzen geworden, die vom heftigen Wind bis auf den Boden herabgedrückt wurden.

Mit schreckgeweiteten Augen stand Erika Paller hinter der Glaswand, trommelte dagegen und rief mit sich überschlagender Stimme: »Ich will zurück! Laßt mich hier heraus!«

»Aber warum, Schwester«, vernahm sie die Gedankenstimme in ihrem Bewußtsein. »Was hättest du davon? Die Atmosphäre hier draußen würde dich umbringen. Und gerade das wollen wir hier doch nicht. Noch nicht.«

Erika Paller wirbelte herum. »Wo bist du?«

»Hier. Überall. Draußen und drinnen.«

»Aber… ich kann… dich… nicht sehen«, stotterte die junge Apothekerin.

»Hörst du nicht den Sturm?«

»Ja, doch…«

»Das ist ein Teil von mir.«

»Aber…«

»Siehst du die Schatten über den Zyklopensteinen?«

Erika Paller preßte ihr heißes Gesicht gegen die Scheibe. Sie sah Wolkenfetzen über die riesige Vögel kreisten. Vögel von der Art, wie sie einen beim ersten Besuch gesehen hatte.

Aber da war hoch mehr!

Verzerrte, breite Gesichter schoben sich aus der brüllenden Düsternis heran. Schemenhafte Geistergestalten näherten sich der durchsichtigen Wand, Gestalten des Grauens. Dämonische Wesen, die jeder Beschreibung spotteten, erfüllten die Luft. Einige mit bizarr geformten Flügeln wie Urwelt-Echsen.

Die Vögel! schoß es Erika Paller durch den Kopf.

Die Bilder die sie vorhin gesehen hatte – stimmten nicht. Dies war das wahre Gesicht einer Welt, die sie mit einem beinah magischen Bann angezogen hatte.

Sie wich zurück. Die Geistergestalten wehten auf sie zu.

Ein großer Vogel stürzte wie ein Stein vom aufwallenden Himmel, berührte die Glaswand mit einem kratzenden Geräusch, als ob jemand mit einem Glasschneider darüber hinwegführe.

Sekundenlang sah Erika Paller die großen, glühenden Augen.

Diese Augen… Es waren die Augen des Papageis, der vorhin so friedlich auf der Stange saß.

»Mandragora?« zweifelte Erika.

»Ja, auch das bin ich.«

»Aber wie kann ein Mensch – ein menschliches Wesen in vielen Körpern gleichzeitig existieren?«

»Ich bin Mandragora«, erklang es erneut in ihr auf, als würden diese drei Worte alle ihre Fragen erklären. »In Mandragoras Welt ist alles möglich.«

Ein leises, gehässiges Lachen vernahm sie in sich. Das Geschöpf, dem sie vertraute, zu dem sie sich hingezogen gefühlt hatte, machte sich lustig über sie.

»Zu allen Zeiten hat man Mandragora verehrt«, fuhr die Stimme in ihr fort. »Die alten Ägypter sahen in mir Isis, die Inder Kali. Seit Anbeginn der Welt existiert Mandragora. Man liebt mich und man verflucht mich. Die einen sehen in mir eine Göttin – die anderen eine Teufelin.«

»Wer bist du wirklich?« hauchte Erika Paller.

Ihre Augen befanden sich in ständiger Bewegung. Sie suchten Mandragora. War sie eine der Spukgestalten, die hinter der grauen Glaswand tobten? Immer wieder mußte sie hinsehen und erschrecken, welche der monströsen Gestalten Mandragora annehmen konnte.

Die Stimme in Erika lachte verächtlich.

»Wer ich wirklich bin? Geist – reiner Geist. Und den kannst du nicht sehen.«

Erika Paller schluckte. Das Geschehen überstieg alles, was sie bisher gedacht und gefühlt hatte.

Würde sie ungeschoren davonkommen? Würde sie diesen Horror einmal vergessen und wie eine zweite Haut abstreifen können?

»Nein«, sagte Mandragora hart.

»Du willst mich hier festhalten?«

»Ja.«

»Das kannst du nicht.«

»Doch. Erinnerst du dich an unser erstes Gespräch? Ich sagte, daß du eine Aufgabe zu erfüllen hättest. Du wirst dich ihr nicht entziehen können.«

»Du hattest von Hilfe gesprochen. Aber ich kann dir nicht helfen – selbst dann nicht, wenn ich dazu imstande wäre.«

Wieder das aufreizende Lachen, das wie der Mißton eines schlecht gespielten Instrumentes in ihr nachhallte.

»Wer erst einmal hier ist, für den gibt es kein Zurück mehr. Ein uralter Fluch bannt mich in diese Welt. Ich kann sie nicht mehr verlassen, und die Menschen haben mich fast vergessen. Nur wenige wissen von mir und noch weniger gelingt es, den Weg zu mir zu finden. Aber du bist gekommen. Und du wirst zur Erde zurückkehren… als meine Tochter.«

Hatte sie richtig gehört?

Erika Paller zwang sich zur Ruhe. Dies alles konnten Nachwirkungen sein. Sie hatte zu wenig Erfahrung. Sie mußte sehr genau registrieren und durfte nichts vergessen. Alles was sie jetzt hörte und sah konnte von größter Bedeutung sein, wenn sie mit Bernd diese Dinge erörterte.

»Durch dich wird mir möglich sein, den Fluch zu überspielen, der mich einst getroffen hat.«

»Du bist nur ein Traum«, stieß Erika Paller hervor, obwohl sie mit jeder Faser ihres Herzens die Wirklichkeit des Erlebens spürte. »Du wirst vergehen. Ich muß nur durchhalten… durchhalten… nicht den Verstand verlieren… und das nächste Mal… die Dosis nicht so stark machen.«

»Es wird kein nächstes Mal geben.«

»Die Wirkung des Mittels, das ich genommen habe, wird nachlassen. Ich weiß es.«

»Nichts weißt du, Schwester! Dein Geist und deine Seele haben deinen Körper verlassen. Er liegt steif und tot auf der Erde.«

»Das ist nicht wahr!«

Panik ergriff Erika.

»Es ist wahr.«

»Ein Wesen wie du kann nicht die Wahrheit sprechen.«

»Du wirst es erleben. Du wirst hier bleiben, für alle Zeiten, denn dein Geist und deine Seele gehören mir, und meine Tochter wird deinen Körper übernehmen.«

Sie wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, aber es kam ihr schon sehr lange vor. Wann endlich würde die Wirkung des Giftes nachlassen? Wann endlich würde sie wieder die vertraute Umgebung

wahrnehmen?

Sie versuchte sich einzureden, daß sie in Wirklichkeit in dem kleinen Zimmer des Wochenendhauses saß, daß ihr Geist nur eine Astralreise unternahm und bald wieder in ihren bewußtlosen Körper zurückkehren würde.

Sie entfernte sich von der Glaswand, hinter der sich die Gesichter der dämonischen Wesen zeigten.

Der Wind heulte. Draußen war es grau, der trübe Himmel hing bis auf den zerklüfteten Erdboden herab.

Erika versuchte der Angst Herr zu werden und die widerstreitenden Gefühle unter Kontrolle zu bringen.

»Ja, sieh dich um«, sagte die Stimme Mandragoras in ihr. »Mach dich vertraut mit deiner neuen Welt! Genieß deine Existenz, bevor das ewige Dunkel dich umgibt.«

Erika Paller preßte die Lippen zusammen und sagte kein Wort.

Was sollte sie genießen? Diese Höhle, in die Mandragora sie gelockt hatte? Diese Alptraumwelt, inmitten eines unerforschten Kosmos, in dem das Grauen Gestalt annahm?

Schleier wehten empor. Aus Schemen wurden Gestalten, menschliche Männer und Frauen, die ineinander verschmolzen zu einem riesigen menschlichen Kopf, zu einem gigantischen Gesicht.

Ein schöner Mensch, mit sinnlichen Lippen, energischem Kinn und klugen Augen. Ein Heiligenschein umschwebte wie ein glitzernder Ring den Kopf. Die Lippen verzogen sich zu einem andeutenden Lächeln.

Hart und unnatürlich wirkten die beiden hörnerartigen Auswüchse auf der Stirn. Die Haare auf dem Hinterkopf sträubten sich und versprühten Funkenkaskaden. Erika begann davonzulaufen.

Die Blicke des riesigen Kopfes verfolgten sie.

Sie erreichte einen bizarren Felsen, der weit in die Dunkelheit hinausragte.

Totenstille wie in einem Grab.

Erika Paller stand am Rand des Felsens vor einem unübersehbaren Abgrund. In endloser Weite funkelten Sterne.

Sie atmete nicht, ihr Herz schlug nicht, namenloses Entsetzen lähmte sie.

Was ging hier vor? Was ging in ihr vor? Warum wachte sie nicht auf?

»Es gibt kein Erwachen, weil es kein Traum ist, Schwester. Du empfindest keine Kälte, keine Hitze. Du kannst nicht atmen, denn es gibt hier keine Luft. Dies ist der Geburtsort der Dämonen. Für jede verlorene Seele, die zu Ehren Mandragoras geopfert wurde, wird ein Dämon die Erde heimsuchen. Mit dir wird das Heer die Erde überfluten. Angst und Schrecken werden einziehen, und Mandragora,

die man einst verflucht hat, wird wieder glücklich sein.«

*

Um nach Frankfurt zu kommen, nahm Björn Hellmark keine Linienmaschine. Er benutzte sein zweimotoriges Privatflugzeug, das in einem Hangar auf dem Genfer Flugplatz stand.

Hellmark war ein ausgezeichneter Pilot. Bis kurz vor Frankfurt war das Wetter gut. Dann flog er in eine Wolkenwand. Von der Wetterau her näherte sich eine Schlechtwetterfront. In der Ferne sah man bereits die ersten Blitze.

Aber das, was geschah, hing nicht mit dem schlechten Wetter zusammen.

Als Björn zur Landung ansetzte, merkte er, daß die Fahrwerkanzeige nicht funktionierte.

Das Fahrgestell ließ sich nicht ausfahren.

Hellmark machte Meldung an den Lotsendienst und schilderte die Situation.

Er wartete weitere Instruktionen ab und kreiste währenddessen über dem Flugfeld in Sichthöhe.

Er wurde aufgefordert, Landebahn B zu benutzen und noch soviele Runden zu drehen, bis sein Treibstoffvorrat merklich zur Neige ging.

Feuerwehren und Rettungsfahrzeuge wurden alarmiert. Die Landebahn, auf der die Maschine notgedrungen eine Bauchlandung vornehmen sollte, wurde mit einem Schaumteppich belegt, um die Gefahr eines Brandes so gering wie möglich zu halten.

Als alle Vorbereitungen getroffen waren, hörte Björn plötzlich den erstaunten Ausruf des Fluglotsen in seinem Kopfhörer: »Aber das Fahrwerk Ihrer Maschine ist doch ausgefahren.«

Er starrte auf den Kontrollanzeiger. Keine Reaktion. »Ich kann nichts feststellen«, meldete er. »Das Fahrgestell klemmt.«

»Bitte überfliegen Sie den Turm, Herr Hellmark. Das müssen wir uns nochmals genauer ansehen. Höhe einhundert Fuß.«

Björn zog in einer großen Schleife herum.

Auf Landefeld A ging gerade ein Jumbo herunter. Der riesige Metallvogel wirkte wie ein Berg unter ihm.

Unter sich sah er wenige Augenblicke später den Funkturm.

»Alles in Ordnung!« vernahm er es aus den Lautsprechern. »Irgend etwas an Ihrer Elektronik funktionierte nicht.«

Fünf Minuten später setzte die Maschine auf. Ein kaum merklicher Ruck ging durch den Flugkörper.

Im gleichen Augenblick sah Hellmark die Anzeigekontrollen. Die Elektronik arbeitete normal, deutlich war die Anzeige zu erkennen.

Nachher meinte einer der Techniker, die die Maschine überprüften:

»Alles in bester Ordnung, Herr Hellmark.«

»Aber die Elektronik muß einen Knacks haben.«

»Wir können nichts finden.«

Björn gab sich nicht zufrieden. Er ließ die Maschine nochmals gründlich durchchecken. Etwas stimmte doch nicht.

»Sie muß die ganze Zeit über gearbeitet haben. Es ist mir ein Rätsel, daß sie das nicht bemerkt haben.« Ein Rätsel war es auch für Björn Hellmark.

Der zweite Techniker wischte die Hände an seinem Overall ab und meinte grinsend: »Vielleicht hat sich auch durch den Ruck beim Aufsetzen der Maschine der Schaden von selbst behoben. Vor Gebrauch schütteln. Es gibt manchmal die verrücktesten Dinge.«

Sie fanden den Vorgang lustig.

Nicht so Björn. Ihm gab diese Episode zu denken. Er fragte sich, ob dieser Vorfall nicht vielleicht etwas damit zu tun hatte, daß er wegen Erika Paller hierhergekommen war.

Es kam ihm wie eine Warnung vor. Frühere Ereignisse hatten mehr als einmal bewiesen, daß er sich auf sein Gefühl verlassen konnte.

Durch den Vorfall war es später als vorgesehen geworden.

Björn war noch vor der Mittagspause zu einem Gespräch bei Kommissar Anton Merlin angemeldet. Hellmark hatte telefonisch darauf hingewiesen, daß er unter Umständen etwas zur Aufklärung des mysteriösen Falles beitragen könne.

Merlin zeigte sich an der Begegnung mit dem jungen Deutschen interessiert. Björn rief im Polizeirevier an und teilte seine Ankunft nach der Mittagspause mit.

Er selbst nahm im Flughafenrestaurant eine Kleinigkeit zu sich, flirtete dabei mit zwei attraktiven Französinnen und mußte dafür eine harte Kritik seines unsichtbaren Freundes einstecken.

»Wenn das Carminia sehen könnte«, meldete sich die vertraute, angenehme Stimme in seinem Bewußtsein.

»Al Nafuur!« dachte Hellmark. Er war gewöhnt, daß es unverhofft zu Kontakten mit dem Unsichtbaren kam, der einst einen hohen Rang in der Kaste der Weißen Priester einnahm, die vor vielen tausend Jahren auf der Insel Xantilon herrschte. Al Nafuur war ein Unsterblicher. Sein Geist schwebte in einem Reich zwischen Diesseits und Jenseits.

»Wenn Sie das sehen könnte, Sie würde dir den Kopf abreißen, mein Lieber«, bekam Björn zu hören. »Kaum außer Sichtweite, schon kann er es nicht lassen, jedem Weiberrock nachzugucken.«

»Das verstehst du nicht, Al. Außerdem ist das Wort jedem hier fehl am Platze. Es kommt ganz auf die Beine an, die darunter stecken. Davon aber hat ein Geist nichts mehr. Du sollst im übrigen nicht den Anstandswauwau spielen, sondern mich vor bösen Geistern und

Dämonen warnen. Mein privates Liebesleben ist ganz allein meine Sache. Du kannst einen ganz schön erschrecken, wenn du so plötzlich in mein Bewußtsein hineintrompetest. Da redet man ganz harmlos mit zwei ausgesprochen hübschen Mädchen – und prompt bist du da. Ist es sehr wichtig? Wenn ja, dann sag's schnell, damit die beiden Hübschen nicht denken, ich hätte den Faden verloren oder wisse nicht mehr, was ich noch sagen könnte. Dabei hab' ich noch 'ne Menge auf dem Herzen.«

»Du möchtest gern wissen, wo sie wohnen, nicht wahr?«

»Du weißt…«

»Ich war eine halbe Minute früher da, bevor du mich bemerkt hast. Du denkst: Irgendwann komm' ich mal wieder nach Paris. Da braucht man doch jemanden, der einem die Stadt zeigt.«

Genau das hatte er gedacht.

»Aber es gibt auch Fremdenführer, mein Lieber.«

»Die sind halb so hübsch, Al. Sieh dir mal die rechts von mir an. Dieses Gesicht. Was für schöne Augen sie hat. Die Frisur. Dichtes, dunkles Haar. Und diese Figur, Al! Die Zähne sind klein und weiß wie bei einer Puppe. Wenn sie lächelt, wird einen warm ums Herz. Wenn da ein Mann widerstehen kann!«

»Weibergeschichten! Hast du nichts anderes im Kopf?«

»Im Moment nicht. Mit solchen Französinnen kommt man nicht jeden Tag zusammen. Die rechts heißt Nicole. Die links hat sich mir mit Brigitte vorgestellt. Und sie hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Brigitte Bardot, findest du nicht auch?«

»Ihre Ohren sind zu groß«, sagte Al Nafuurs Stimme hart. »Das Schönheitsideal ist doch so, mein Lieber: ein edles Antlitz muß aus drei gleichen Teilen bestehen. Das wußten schon die großen Bildhauer im alten Griechenland.«

»Das Schönheitsideal ändert sich in jeder Zeit. Wie sind denn die Frauen bei euch?«

»Wir haben keine Körper.«

»Dann ist dein Zustand gar nicht so erstrebenswert, alter Hausgeist. Sex wird bei euch klein geschrieben?«

»Existiert überhaupt nicht. Über diese Dinge sind wir hinweg. Hier gibt es zwar auch Frauen, aber von Sex keine Spur. Man kann am ehesten von einer perfekten Freundschaft auf hoher geistiger Ebene reden, wie sie, solange, Geist und Körper noch eine Einheit bilden, wohl nie erreicht werden kann.«

»Dann hoffe ich nur, daß ich noch lange was von meinem Körper habe. So rein geistig mag ich's noch nicht.«

»Du weißt nicht, was du noch vor dir hast, wenn es dir wirklich vergönnt sein sollte, jene Ebene zu erreichen. Nur wenige landen hier. Du bist dazu auserwählt, aber wie dein Lebensweg enden wird, das

steht noch in den Sternen.«

»Nun mach's nicht traurig, Al. Was ist nur los mit dir heute? Hast du nichts mit deinen geistigen Freundinnen zu tun und weißt du nichts mit deiner Zeit anzufangen?«

»Zeit existiert nicht für einen Unsterblichen. Es geht um Mandragora. Deine Idee, den Kommissar zu sprechen, ist nicht schlecht. Nur: Ich fürchte, es kommt nicht viel dabei heraus.«

»Wenn du etwas weißt, gib mir einen Tip. Ich kann's gebrauchen.«

»Du solltest dich vielleicht auch darum bemühen, mit dem Vater von Erika Paller ins Gespräch zu kommen. Und vor allem auch mit Dr. K.«

»Du weißt immer mehr als ein Sterblicher. Wer ist Dr. K?«

»Dr. Bernd Kessler lautet sein voller Name.«

»Danke.«

»Und noch etwas.«

»Ja?«

»Wirf auch mal einen Blick in das Wochenendhaus. Es dürfte nicht schaden.«

»Du erschöpfst dich in Andeutungen. Du weißt doch sicherlich mehr. Was ist mit Mandragora?«

»Das mußt du selbst herausfinden.«

»Ein ganz kleiner Tip, Al.«

»Ich weiß nichts, mein Junge.« So nannte er Hellmark manchmal. Björn schloß daraus, daß Al Nafuur, dessen Stimme er nun kannte und den er nie gesehen hatte, ein älterer Mann sein mußte.

»Ich glaube, du willst mir nicht mehr sagen.«

»Ich kann nicht, Björn.«

»Ist Mandragora mit Molochos, dem Dämonenfürsten, gleichzusetzen?«

»Der Weg führte über Erika Pallers Vater und Dr. Kessler. Mehr kann ich nicht sagen. Höchstens noch eines: die Adresse von Ferdinand Paller. Dann brauchst du nicht lange zu suchen.«

Er lauschte in sich und merkte sich Straße und Hausnummer. »Da du gerade dabei bist, vielleicht kannst du mir auch gleich die Anschrift von Nicole nennen, alter Hellseher. Das erspart mir eine diesbezügliche Frage. Nicole, das ist die mit den kleineren Ohren, für die du eine Schwäche hast.«

»Ich habe dich jetzt geistig geohrfeigt.«

»Davon habe ich nichts gespürt, Al.«

»Kümmere dich selbst um Nicoles Adresse, Björn! Hoffentlich nennt sie dir die falsche.«

»Und wenn nicht?«

»Ich werd' Carminia einen Tip geben, Freundchen. Sie soll dir mehr auf die Finger gucken. Ich werde dafür sorgen, daß eine

eventuelle Frankreich-Reise nicht solo stattfinden wird. Hattest du nicht vor, in diesem Monat noch dein Ferienhaus an der französischen Mittelmeerküste zu inspizieren, um für die Sommermonate klar Schiff zu machen? Diese Reise wolltest du allein machen und Carminia später abholen. Das Haus liegt in der Nähe eines FKK-Geländes, nicht wahr? Laß Nicole und Brigitte das Mädchen mit den großen Ohren, aus dem Spiel. Carminia ist schneller da, als du denkst…«

Aus. Die fremden Gedanken verstummten. Al Nafuur hatte sich zurückgezogen. Keine der beiden Französinnen, die mit ihm am Tisch gesessen hatten, konnte etwas von der inhaltreichen geistigen Unterredung merken.

Unkompliziert führte er das Gespräch mit den beiden Französinnen weiter. In dem kurzen Beisammensein erfuhr er, daß sie Modistinnen waren, seit langer Zeit miteinander befreundet und in Paris, ganz in der Nähe von Moulin Rouge eine Boutique betrieben. Sie entwarfen eigene Modelle für junge Leute und waren in Berlin und Frankfurt gewesen, wo sie Zweigstellen ihrer Boutiquen zu errichten gedachten.

Als er sich zwanzig Minuten später von ihnen verabschiedete, hatte er eine Einladung in der Tasche. Nicole und Brigitte winkten ihm von der Sperre aus zu, als wären sie schon seit Jahren miteinander befreundet.

»Was für ein Mann«, murmelte Nicole. »So einem begegnet man nicht jeden Tag.« Ihre dunklen Augen schimmerten. »Das war der Richtige, mit dem man Paris auf den Kopf stellen könnte.«

»Schade«, schaltete Brigitte sich ein. Sie warf etwas den Kopf zurück und ihr volles Haar fiel leicht und locker über ihre Schultern. So große Ohren, wie Al Nafuur monierte, hatte sie gar nicht. Sie war ausgesprochen apart, etwas Katzenartiges haftete ihr an.

»Wieso schade?«

»Daß es nur den einen gibt. Manchmal wünscht man sich, es gäbe von so einer Sorte gleich zwei. Ich fürchte, wir beide geraten in Streit, wenn er nach Paris kommt. Eine müßte auf ihn verzichten.«

*

Björn war kurz nach der Mittagspause im Kommissariat.

Anton Merlin empfing ihn unmittelbar nach seiner Ankunft. Der Kommissar war Anfang fünfzig. Er war untersetzt und sprach ein breites Frankfurterisch. Er sah so aus, wie man sich einen braven und treuen Familienvater vorstellte und Hellmark konnte sich gut vorstellen, daß Merlin eine geschickte Art hatte, mit Verbrechern umzugehen. In der Tat konnte Merlin stolz darauf sein, daß bei ihm die Verhöre am schnellsten gingen und er die klarsten Vernehmungen vorweisen konnte, wenn es hart auf hart ging. Seine Art, Menschen zu

führen, spürte auch Björn nach den ersten Worten und er konnte sich vorstellen, daß Untersuchungshäftlinge manches sagten, was sie gar nicht sagen wollten. Aber Merlin wirkte sympathisch, man hatte das Gefühl, sein Herz bei ihm ausschütten zu können.

»Bitte, nehmen Sie Platz«, deutet der Kommissar auf einen der bereitstellenden Stühle. »Sie hatte mich angerufen, wegen dem Doktor und Sie meinten, etwas zur Aufklärung beitragen zu können. Was wissen Sie?«

»Wissen ist zuviel gesagt, Kommissar. Es sind Vermutungen, Überlegungen. In der Aussage von Dr. K. ist der Name Mandragora gefallen. Ich bin überzeugt, daß Dr. K. sich diese Geschichte nicht aus den Fingern gesogen hat. Mandragora gibt es wirklich.«

Merlins Brille war etwas nach vorn auf seine Nase gerutscht. Er musterte sein Gegenüber über die Brillengläser hinweg mit klugen Augen. »Na wunderbar, Herr Hellmark. Dann können Sie uns wirklich weiterhelfen. Sie kennen also diese – Mandragora? Wie sieht sie denn aus, wo wohnt sie?«

Björn wußte sehr gut, wie schwierig seine Situation war. Wie schnell konnte man sich lächerlich machen mit Behauptungen, die man nicht beweisen konnte. Er konnte schließlich nicht erwarten, daß Merlin an Geister und Dämonen glaubte. Er hatte schließlich nie eine Begegnung mit ihnen gehabt. Aber Björn Hellmark wußte, daß es sie gab. Er hatte sie schon mehr als einmal gesehen und wußte auch, daß mehr Dinge und Mächte hinter der sichtbaren Umwelt existierten, als menschliches Begriffsvermögen sich vorstellen konnte.

Björn ging sehr behutsam zu Werke. Zunächst versuchte er, dem Kommissar die Lage darzulegen, wie er sie sah. Merlin hörte aufmerksam zu. In seinem Gesicht zuckte kein Muskel.

»Schön«, sagte er schließlich, als Björn geendet hatte. »Sie glauben also, daß etwas Übernatürliches geschehen und der Verdächtigte in eine Situation geraten ist, für die er nichts kann. Das ist eine Theorie. Einen stichhaltigen Beweis haben Sie dafür nicht.«

»Den möchte ich gern erbringen«, entgegnete Björn sofort. »Geben Sie mir die Möglichkeit, einige Worte mit dem Inhaftierten zu sprechen. Ich bin sicher, etwas zu erfahren, das Sie weiterbringen wird.«

Um Merlins Lippen zuckte ein Lächeln. »Sie sehen eigentlich ganz vernünftig aus«, sagte er. »Aber das, was Sie da von sich gegeben haben, ist gelinde gesagt – etwas komisch. Wir reden vollkommen aneinander vorbei. Ich hatte geglaubt, von Ihnen einen verwertbaren Hinweis zu erhalten. Aber das ist leider nicht der Fall.« Merlin erhob sich. »Tut mir leid, ich sehe keinen Grund, daß wir das Gespräch fortsetzen.«

Das war ein glatter Hinausschmiß. Björn hatte etwas Ähnliches

erwartet.

Es zeigte sich wieder einmal, daß er von einem Außenstehenden keine Hilfe erwarten konnte. Er war ein Einzelgänger. Es war unmöglich, seine Mission jemanden darzulegen, der, wie man so schön sagte, mit beiden Beinen fest im Leben stand. Auch Hellmark stand mit beiden Beinen fest im Leben, war sachlich, kein Spinner, kein weltfremder Sonderling. Er wußte genau, was er wollte, doch seine Umwelt erkannte nicht das, was er erkennen konnte. So kam es immer wieder zu Mißverständnissen, die unter Umständen tragische Folgen haben konnte.

»Es hat mich gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Hellmark.« Merlin zuckte die Schultern. »Leider war's nix. Tut mir leid.«

Hellmark war nicht der Typ, der sich leicht abwimmeln ließ. »Aber vielleicht täte es noch, die Lage von K. zu überprüfen. Eins nämlich ist sicher: Er kann die Sache mit Mandragora nicht erfunden haben. Vielleicht sollte man die Unterlagen Erika Pallers genauer unter die Lupe nehmen, die Tonbandaufnahmen, die sie gemacht hat. Erika Paller hatte Kontakt zu einem außerirdischen Geschöpf.«

»So sieht es aus, ja.« Obwohl Hellmark provozieren wollte, um Merlin zu einer Stellungnahme zu zwingen, blieb der Kommissar gelassen. Er schien seinen Besucher nicht für ganz voll zu nehmen. »Wenn Sie glauben, wir würden hier nachlässig vorgehen, dann sind Sie auf dem Holzweg, Herr Hellmark. Ich kenne sehr genau meine Kompetenzen. Es ist eine Selbstverständlichkeit für mich, alles zu tun, um Schuld oder Unschuld dieses Mannes durch meine polizeilichen Ermittlungen zu beweisen. Ich mache es mir nicht leicht. Aber es spricht immer mehr dafür, daß K. einen Selbstmord vorgetäuscht hat. Er hat sich zu sehr in Widersprüche verwickelt, als daß wir diese Selbstmordversion – die mir anfangs gar nicht so unmöglich vorkam – noch glauben könnten. Wir haben K's Fingerabdrücke an der Leiche gefunden, einen Einstich, wir haben ein Mittel in den Adern festgestellt, das herz- und kreislaufanregend wirkt. Dr. K. hatte es injiziert. Dies alles hat er inzwischen gestanden. Es sieht so aus, als ob er seine Tat rückgängig machen möchte. Aber es kann ihm nicht mehr gelingen. Das Gift war stärker. Erika Paller ist tot.«

»Aber könnte es nicht so sein, wie K. behauptet, daß er den Versuch überwachte?«

»Könnte, ist aber unwahrscheinlich.«

»Alles dreht sich im Kreis. Es ist sehr schwierig«, bemerkte Björn nachdenklich.

»Ja, leicht ist unsere Arbeit keineswegs, da haben Sie recht.«

Björn ging auf Merlin zu. »Wir sehen die Angelegenheit grundverschieden. Schade, daß ich Sie nicht überzeugen konnte.«

»Nein, das konnten Sie nicht. Da müßte ich schon einige sehr wohlbegründete Prinzipien aufgeben.«

»In welcher Zelle ist Dr. Kessler eigentlich untergebracht?« fragte Hellmark unvermittelt.

»In der dreiundzwanzig. Warum wollen Sie das wissen? Ich sehe keinen Grund, weshalb Sie mit ihm sprechen sollten und schließlich…« Da stutzte er. Plötzlich fiel es ihm auf. »Kessler –, wie kommen Sie auf diesen Namen? Er ist doch nicht ein einziges Mal gefallen. Woher haben Sie Ihre Information?«

Merlin war nicht leicht aus der Fassung zu bringen. Aber die Erwähnung des Namens verblüffte ihn.

»Es ist das gleiche wie mit Mandragora, Kommissar«, sagte Björn leise. »Ich kann es Ihnen nicht erklären. Es ist einfach so.«

*

Das Gewitter hatte die Stadt noch nicht erreicht. Es war schwül. Der Schweiß stand Björn auf der Stirn, als er die Straße entlang ging und einer von vielen Passanten war, der mit der Masse über die Zebrastreifen geschoben wurde.

Das dunkle Gebäude lag in der Nähe von Geschäftshäusern und Gastwirtschaften.

Zelle Nummer dreiundzwanzig, ging es Hellmark durch den Kopf. Er blickte zu dem Backsteingebäude empor. Vergitterte Fenster.

Da fing es an zu regnen. Björn suchte die kleine Wirtschaft auf der gegenüberliegenden Straßenseite auf.

Er nahm einen Platz unmittelbar neben dem Fenster ein. Draußen klatschte der Regen mit Macht herunter. Im Nu war die Straße leergefegt. Der Wind pfiff, die Scheinwerfer der vorbeifahrenden Wagen spiegelten sich im regennassen Asphalt. Gurgelnd lief das Wasser in die Gullys. Über Frankfurt entlud sich ein Wolkenbruch.

Björn bestellte ein Bier und blickte hinüber zu dem Untersuchungsgefängnis, in dem Dr. Kessler einsaß.

Zelle Nummer dreiundzwanzig. Er konzentrierte sich.

*

Dr. Bernd Kessler stand an dem kleinen vergitterten Fenster und Starrte hinunter in den düsteren Hof. Die Wolkendecke hing tief herab. Im Nu war aus dem Mittag Abend geworden.

Der Regen schlug gegen Fenster und Außenwand. Drunten im Hof bildeten sich große Seen.

Kessler hatte das Fenster leicht angelehnt. Der frische Wind spielte auf seinem Gesicht, das sich heiß anfühlte, als hätte er Fieber.

Warten, hämmerte es in ihm, immer nur warten. Aber das Warten brachte ihn der Freiheit nicht näher. Mit jeder Minute, die verrann, mit jeder Stunde würden sie mehr gegen ihn zusammentragen, weil alles zu unwahrscheinlich schien, was er versucht hatte, ihnen zu erklären. Er glaubte fast selbst nicht daran. Es mußte ja alles so kommen, wie er es in den fiebernden Minuten nach dem Eintritt ihres Todes geahnt hatte. Alles würde an ihm hängenbleiben.

»Dr. Kessler«, sagte da eine Stimme hinter ihm.

Er zuckte zusammen und wirbelte herum.

»Aber…« Zu mehr war er im Moment nicht fähig.

Er befand sich nicht mehr allein in seiner Zelle. Er war so in Gedanken versunken gewesen, daß er nicht einmal gehört hatte, daß die Tür aufgeschlossen worden war.

»Sie brauchen nicht zu erschrecken.« Der blonde Mann lächelte ermutigend.

»Wie kommen Sie hier herein? Wer sind Sie?«

»Ich beantworte Ihnen gern alle Ihre Fragen. Aber bitte: seien Sie leise. Es ist nicht unbedingt notwendig, daß man uns hört. Das würde zu einem Wirbel führen. Ich bin nicht auf ganz legalem Weg hier reingekommen. Mein Name ist Björn Hellmark.«

»Aber wie kommen Sie hier herein?«

Kessler gewann seine Fassung wieder. Ein Blitz zuckte über den Himmel. Hellmarks Gesicht leuchtete grellweiß im Widerschein. Er wirkte wie ein Gespenst. Lautlos wie ein Gespenst war er ja auch in der Zelle aufgetaucht.

»Nehmen Sie an, ich könnte durch die Wand gehen! Anders läßt es sich nicht erklären. Angst ist unbegründet. Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen. Ich hoffe, daß ich das kann – wenn ich Ihre Geschichte kenne.«

Kessler schluckte. Fing es schon wieder an? Er wurde lebhaft an die Vision erinnert, die er kurz nach Verlassen des Wochenendhauses Erikas in deren Treibhaus gehabt hatte.

Auch da glaubte er, Dinge zu sehen, die schließlich nicht vorhanden gewesen waren.

»Wie wollen Sie mir helfen?« fragte er leise.

Ein Donnerschlag ließ die Scheiben erzittern. Das Gewitter war jetzt genau über der City.

»Erzählen Sie mir alles von Erika Pallers Experimenten! Lassen Sie mich auf alle Fälle auch wissen, was sie im einzelnen auf Band gesprochen hat, zum Beispiel über Mandragora. Versuchen Sie sich an alles zu erinnern! Ich weiß nicht, ob es Geheimverstecke im Wochenendhaus gibt, die die Polizei nicht kennt, wo vielleicht noch Informationsmaterial liegen könnte. Das von der Polizei sichergestellte jedenfalls ist für mich – vorerst – nicht zugänglich. Merlin hat keinen

Grund, mir Einblick zu gewähren. Das macht meine Mission schwierig. Ich möchte Ihnen helfen. Ich bin sicher, daß alles richtig ist, was Sie angegeben haben. Aber reine Vermutungen nützen niemanden. Wir müssen es beweisen.«

Hellmark gelang es, Kessler dazu zu bringen, ihm den ganzen Vorfall in allen Einzelheiten zu schildern. Besonders interessiert zeigte er sich an der Vision im Treibhaus. Er ließ sie sich zweimal schildern.

Vergebens versuchte er zu erkennen, wie dies mit dem rätselhaften Tod Erika Pallers zusammenhängen konnte. Wie konnte Kessler sie dort kniend vor dem Mandragora-Strauch erblickt haben, da sie doch schon längst tot war? Diese Frage beschäftigte ihn. Das Ereignis zeigte ihm, daß er einem ungewöhnlichen Geschehen auf der Spur war.

Mandragora war für ihn immer noch nur ein Name. Er mußte wie ein Kriminalbeamter kombinieren und Vergleiche anstellen.

Er mußte mit und gleichzeitig gegen die Polizei arbeiten. Es war klar, daß Kommissar Merlin anders denken mußte als Björn Hellmark. Aber Björn wußte auch, daß Merlin unter ganz anderen Voraussetzungen arbeiten mußte als er.

Kessler gewann zusehends Zutrauen zu seinem mysteriösen Besucher.

Anfangs noch reserviert, ging er immer mehr aus sich heraus. Er konnte es jedoch nicht unterlassen, mehr als einmal einen Blick zur Tür zu werfen, um festzustellen, daß sie wirklich verschlossen war.

»Ich werde Sie hier herausholen, so bald es möglich ist«, versprach Björn. »Wenn Merlin einsieht, daß…« Er unterbrach sich. Schritte näherten sich in dem kahlen Korridor des Untersuchungsgefängnisses.

Der mysteriöse Besucher war mit zwei Schritten an der Tür.

»Sauwetter«, hörte er eine Stimme fluchen. Er erkannte sie sofort. Das war Merlin. »Aber ich mußte mal herkommen. Möchte mal einen Blick in den Käfig des seltenen Vogels werfen.«

»Aber Herr Kommissar«, verwahrte sich eine näselnde Stimme. »Bei uns passiert doch nix. Da is doch alles in Ordnung. Hawe Se Angst, daß er net mer do sein könnt?«

»Nur eine Inspektion, Schöller.«

Jetzt waren die Schritte vor der Tür.

Kessler hielt den Atem an, als der Fremde, der sich ihm mit Hellmark vorgestellt hatte, zwei Schritte zurückging, als draußen die Klappe vor dem Guckloch zurückgeschoben wurde.

Hellmark stand nun genau im Blickfeld von Merlin und lächelte provozierend.

»Schöller!« hörte er die aufgeregte Stimme. Das Auge hinter dem Guckloch verschwand. »Die Schlüssel, schnell!«

Sie wurden ins Schloß gestoßen und umgedreht.

Kesslers Augen weiteten sich und entsetzt blickte er auf Hellmark.

»Um Gottes willen«, entfuhr es ihm. »Verschwinden Sie! Wenn man Sie hier sieht, dann…«

Da flog die Tür auf.

Kommissar Anton Merlin stand auf der Schwelle. Sein Unterkiefer klappte herab.

*

»Hellmark?!« ächzte er, als würde man ihm die Kehle zusammenpressen. »Schöller! Nehmen Sie den Mann sofort fest!«

Wie ein Schatten kam der Gefängniswärter hinter dem breitschultrigen Kriminalkommissar hervor.

»Festnehmen…? Ich…« Schöller blickte sich irritiert um.

Aus Merlins Mund kam ein Stöhnen.

»Hellmark!«

Da war nichts mehr.

Merlin stolperte in die Zelle. Narrte ihn ein Spuk? Gehetzt blickte er sich ungläubig um.

Wo war Hellmark? Eben hatte er doch noch vor ihm gestanden.

»Zelle durchsuchen, Kessler! Sie bleiben, wo Sie sind.« Merlin hatte so etwas noch nie erlebt.

Sie durchsuchten die Zelle. Da gab es nur eine kritische Stelle: das Bett. Es war der einzige Platz, wo Hellmark sich hätte verstecken können. Aber niemand hatte ihn dort unterschlüpfen sehen.

Es war schon eine verrückte Situation.

Eben noch stand er deutlich vor seinen Augen, und jetzt gab es ihn nicht mehr.

Ein Mensch konnte sich doch nicht in Luft auflösen.

Unter dem Bett war niemand. Kessler war ebensowenig zu einer Erklärung fähig wie Merlin.

»Gucken Sie nicht so belemmert, Schöller«, stieß der Kommissar hervor. Schöller begriff die Aufregung Merlins nicht. Er hatte ja den geheimnisvollen Besucher nicht gesehen. Als Schöller hinter Merlin hervorkam, war Hellmark schon verschwunden.

Merlin untersuchte das Fenster. Die Gitterstäbe waren nicht angesägt. In der Wand gab es keinen Durchbruch, und auch im Boden unter dem Bett waren die massiven Bodenplatten vollzählig erhalten.

Eine Flucht durch einen verborgenen Ausgang war ausgeschlossen. Durch die Tür war dieser Hellmark auch nicht gekommen. Da hatten Merlin und Schöller gestanden.

»Hier stimmt doch was nicht!« knurrte der Kommissar. Er starrte Kessler böse an, als wäre er an allem schuld. »Ein Mensch – kann doch nicht durch Wände gehen. Wie kam dieser Mann herein, Doktor Kessler?«

»Ich weiß es nicht. Er war plötzlich da, das ist alles, was ich dazu sagen kann. Daß Sie ihn auch gesehen haben, beruhigt mich, denn es beweist mir, daß ich nicht verrückt bin.«

Merlin ging noch einmal quer durch den Raum, zuckte die Achseln und marschierte schnurstracks zur Tür. »Ich hatte kein gutes Gefühl«, murmelte er im Selbstgespräch vor sich hin. »Als er nach der Zellennummer fragte, habe ich zu spät geschaltet. Aber als er gegangen war, kam es mir schon komisch vor.« Er beobachtete, wie Schöller die Zellentür abschloß und vergewisserte sich dann selbst, ob auch wirklich alles in Ordnung war. »Glauben Sie an Gespenster, Schöller?«

»Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, Kommissar. Wenn Sie mich so fragen, muß ich antworten: nein. Ich habe noch keine gesehen…«

»Recht haben Sie, Schöller. Ich hätte genauso geantwortet. Gesehen muß man sie haben… dann denkt man anders darüber…« Merlin kratzte sich im Nacken. Es fiel ihm schwer, seine Gedanken zu ordnen. Das Erlebnis hatte ihn bis ins Innerste getroffen.

Es war seine erste Begegnung mit dem Übersinnlichen. Plötzlich stand etwas mitten in seinem Leben, das er sich nicht mehr erklären konnte.

Es war verhältnismäßig harmlos. Aber das konnte er nicht ahnen. Es sollte noch viel schlimmer kommen.

*

Der junge Mann mit dem markanten Gesicht hatte seinen Fensterplatz in der kleinen Gastwirtschaft nicht verlassen.

Björn Hellmark trank sein Bier. Er lächelte.

Hätte Merlin die Wahrheit gewußt, wäre ihm manches klargeworden. Aber außer Carminia Brado und Rani Mahay, dem Freund aus Bhutan, wußte niemand etwas über seine wunderbare Gabe, an zwei Orten zur gleichen Zeit sein zu können. Hellmark hatte seinen Doppelkörper im Gefängnis drüben entstehen lassen, um mit Dr. Kessler Kontakt aufzunehmen.

Daß er dabei nicht rechtzeitig die Zelle verlassen hatte, war keine Panne, sondern reine Absicht gewesen. Merlin mußte sich nun mit einem Vorfall beschäftigen, der alles andere als alltäglich war. Das konnte zur Folge haben, daß er auch nochmals die Dinge überdachte, die den Fall Paller/Kessler so merkwürdig erscheinen ließen.

Björn Hellmark wartete das Ende des Regenschauers ab, bezahlte seine Zeche und verließ die Gaststätte.

Er hatte heute noch viel vor.

*

Mit einem Taxi ließ er sich zur Hof-Apotheke bringen. Dazu mußte er in Frankfurts Stadtteil Preungesheim.

Auf dem Weg nach dort geschah es.

Es ging so schnell, daß er es kaum verfolgen konnte.

Plötzlich, auf der Eckenheimer Landstraße, ein großer Schatten.

Reifen quietschten. Metall schepperte, Glas splitterte.

Das Taxi, in dem Björn saß, wurde beiseite gestoßen.

»Dieser Idiot!« hörte er noch den Taxifahrer schreien.

Es war ganz offensichtlich, daß der Chauffeur vor irgend etwas auswich, aber Björn vermochte nicht zu sagen, was es war.

Durch das Taxi kam es zu einem schrecklichen Unfall.

Der Wagen stand quer. Fahrer und Fahrgast kamen mit dem Schrecken davon.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte der Chauffeur, der ganz auf die andere Straßenseite geraten war, durch die Windschutzscheibe.

Ein Lastwagen kippte um, Menschen rannten schreiend auseinander.

»Dieser Idiot!« schrie der Fahrer. »Dieser Idiot! Der mit dem weißen Sportwagen! Wie konnte er nur direkt auf uns zurasen?«

Benommen stieg Hellmark aus dem Fahrzeug.

Er hatte nichts von einem weißen Auto gesehen, das auf sie zugekommen war…

*

Anton Merlins Unruhe wuchs.

Gedankenversunken rauchte er eine Zigarette nach der anderen, und er ging in seinem Arbeitszimmer auf und ab wie ein werdender Vater im Korridor eines Entbindungsheimes.

Es hatte schon lange zu regnen aufgehört. Aber der Himmel war grau. Seit dem Gewitter hatte es merklich abgekühlt. Ein böiger Wind war aufgekommen.

Merlin hielt es schließlich nicht länger in seinem Büro aus. Er informierte seine Sekretärin davon, daß er noch einmal weg müsse. Wenn irgendeine wichtige Nachricht für ihn einträfe, dann sollte sie eine entsprechende Notiz auf seinem Schreibtisch zurücklassen. Er wolle sich noch einmal das Wochenendhaus im Taunus ansehen.

Zehn Minuten später fuhr er los.

Der Verkehr in der Innenstadt war wie immer katastrophal.

Dicht gestaffelt reihten sich die Fahrzeuge hinter- und nebeneinander. Im Schneckentempo ging es vorwärts.

Merlin drehte das Radio an. Auf UKW hörte er HR 3. Zwischen den

Musiksendungen wurden die neuesten Straßenverkehrsmeldungen eingeblendet.

Auf der Eckenheimer Landstraße war auf regennasser Straße ein Lastzug umgekippt. Ein langer Stau hatte sich gebildet.

Merlin fügte sich in sein Schicksal. Heute ging einfach alles schief. Nichts haute hin.

Doch einmal schlich auch der längere Stau an der Unfallstelle vorbei.

Das war zwanzig Minuten später der Fall.

Merlin ärgerte sich über das Verhalten der Leute. Es hätte alles viel schneller gehen können, aber die meisten fuhren besonders langsam an der Unfallstelle vorbei, um ja noch etwas mitzukriegen.

Polizeifahrzeuge, blinkende Lichter, die sich auf dem nassen Asphalt spiegelten, Gruppen von Menschen am Straßenrand und auf den Bürgersteigen.

Merlin passierte die schmale Fahrspur seitlich des Lasters.

Der Kommissar fuhr Richtung Bad Homburg.

Er konzentrierte sich auf sein Fahrzeug, auf die Straße, und ließ seinen Blick nicht umherschweifen.

Hätte er jedoch einen Blick auf den gegenüberliegenden Bürgersteig geworfen, wäre ihm jemand aufgefallen, den er kannte und mit dem er sich praktisch seit den ersten Minuten seiner Begegnung beschäftigte.

Dort drüben stand Björn Hellmark.

*

Obwohl der Unfall schon über eine halbe Stunde zurücklag, war er noch benommen.

Es war alles so schnell gegangen.

Der plötzlich verrückt spielende Taxifahrer, dann der riesige Schatten, der Lkw!

Der Unfall war eindeutig von dem Taxichauffeur verursacht worden.

Insgesamt drei Fahrzeuge waren in Mitleidenschaft gezogen worden.

Das Taxi, der Lkw und ein roter Kadett aus Friedberg.

Die Insassen des Kadetts mußten beide ins Krankenhaus gebracht werden. Man mußte sie aus dem völlig zertrümmerten Fahrzeug herausschneiden. An Ort und Stelle hatte der schnell eintreffende Notarzt noch eine Bluttransfusion vorgenommen.

Der Taxichauffeur stand unter einem Schock. Unmittelbar nach dem Unfall hatte er immer nur eins sagen können: »Der weiße Sportwagen… wo ist der weiße Sportwagen?… Er ist doch wie ein

Pfeil auf uns zugeschossen.«

Aber Björn hatte keinen solchen Wagen gesehen. Er konnte die Aussagen des Fahrers nicht bestätigen. Zeugen, die den Unfall beobachtet hatten, wußten ebenfalls nichts von dem Gefährt, das der Fahrer gesehen haben wollte.

Aber wenn Björn sich die Reaktion des Taxichauffeurs überdachte, dann war da eine Kettenreaktion zustande gekommen, die er nicht verstand.

Der Fahrer hatte plötzlich geflucht und zu bremsen versucht. Aus seiner Sicht war es unmöglich gewesen, das Fahrzeug noch zum Stehen zu bringen. Er mußte es herumreißen, wollte er den Frontalzusammenstoß vermeiden, der ihren sicheren Tod bedeutet hätte.

Das Ausweichmanöver des Fahrers hatte den Lkw-Fahrer irritiert, der gerade in diesem Moment von links in die Kurve kam. Er sah das schleudernde Taxi, bremste zu hart – und der Anhänger des Lasters kippte um und riß den nachfolgenden Kadett mit sich.

Nur der Tatsache, daß der Fahrer des »Kadett« geistesgegenwärtig seinen Wagen noch herumzog, war es zu verdanken, daß er nicht von vorn zerschmettert worden war.

Das Heck des Fahrzeuges war platt wie eine Flunder.

Das im Auto sitzende Paar war schwer verletzt worden, doch wäre das Fahrzeug voll unter den kippenden Anhänger geraten, hätte es zwei Tote gegeben. So aber hatten beide die Chance, gerettet zu werden.

In Zeugenaussagen deckten sich Björns Beobachtungen. Keine Rede von einem weißen Phantomfahrzeug, das im Kopf des Taxifahrers herumspukte.

Der Mann wurde mit einem Schock ins Krankenhaus gebracht. Dort nahm man auch gleich eine Blutuntersuchung vor. Doch die verlief negativ. Er hatte keinen Tropfen Alkohol getrunken.

Auch Björn Hellmark wurde untersucht. Auf den ersten Blick hatte er außer ein paar Kratzern und Hautabschürfungen keine Verletzungen davongetragen. Doch die Ärzte waren vorsichtig. Innere Verletzungen konnten entstanden sein. Sie konnten zum Tode führen, wenn man sie nicht rechtzeitig erkannte.

Die Untersuchungen aber verliefen zur vollsten Zufriedenheit.

Björn durfte das Hospital nach der Untersuchung wieder verlassen.

Der unangenehme Vorfall hatte viel Zeit gekostet.

Er nahm ein anderes Taxi und fuhr die Strecke Richtung Preungesheim abermals. Er achtete sehr aufmerksam auf die Fahrkunst des Fahrers und dachte darüber nach, wieso der andere vorhin plötzlich eine solche Halluzination hatte haben können. Der Mann hatte einen ganz normalen und gesunden Eindruck gemacht.

Björns Hirn fieberte. Fast rechnete er damit, daß es wieder zu einem Zwischenfall kommen würde. Er mußte an die Episode von heute mittag denken, als er zur Landung ansetzte und die Kontrollen für das Fahrwerk versagten. Die Techniker aber hatten ihm unmittelbar nach der einwandfreien Landung bestätigt, daß mit der Elektronik der Maschine alles in Ordnung war. Ist es nicht das gleiche gewesen wie vorhin?

Und nun der Fahrer, der den Wagen steuerte, in dem er, Hellmark, saß. Er hatte auch etwas gesehen, das andere nicht bestätigen konnten.

Hier taten sich Zusammenhänge auf, dies war kein Zufall mehr.

»Halten Sie bitte an«, sagte er unvermittelt.

Verwundert blickte der Fahrer in den Rückspiegel. »Aber wir sind noch nicht da. Die Hof-Apotheke, zu der Sie wollen, liegt noch ein paar Straßenecken weiter.«

»Trotzdem, halten Sie bitte an!«

»Schön, wie Sie wollen.« Der Chauffeur machte sich seine eigenen Gedanken über seinen Fahrgast. Hatte der Angst, daß ihm das Geld nicht reichte? So etwas gab es manchmal. Doch so sah der wiederum nicht aus, als ob er nicht über das nötige Kleingeld verfüge.

Björn gab ihm ein anständiges Trinkgeld.

»Mann«, bekam er zu hören. »Dafür fahr ich Sie noch die letzten Meter. Bleiben Sie sitzen!«

»Mir ist nicht gut. Ich glaube, es ist besser, wenn ich ein paar Schritte laufe. Danke.« Hellmark stieg aus. Er konnte dem Fahrer nicht die Wahrheit sagen. Er war zu einem Ergebnis gekommen, das immer klarere Formen annahm.

Die Anschläge galten ihm. Durch ihn wurden andere gefährdet. Das konnte er nicht verantworten.

Hing es mit Mandragora zusammen? Er war fast überzeugt davon, daß es so war. Irgend etwas war hier im Gange, das er noch nicht überschauen konnte. Sollte er davon abgehalten werden, die Dinge tiefer auszuloten, was er ja tatsächlich vorhatte?

Unwillkürlich beschleunigte er seinen Schritt. An der Straßenecke überquerte er die Fahrbahn. In einer Seitenstraße lag die Hof-Apotheke, die Erika Paller von ihrem Vater übernommen hatte, in der sie jedoch während der letzten Wochen so gut wie kaum anzutreffen war.

Björn betätigte dennoch die Nachtglocke in der Hoffnung, daß sich jemand meldete. Wichtiger als je zuvor erschien ihm das Gespräch mit diesem Mann.

Die Glocke schlug nicht an. Jedenfalls hörte er nichts.

Aber die Wohnung lag im gleichen Haus. Die Haustür, die ehemals zur Straße gelegen hatte, war bei Umbauarbeiten zugemauert worden.

Man konnte nur noch von hinten in das Haus.

Ein alter Hinterhof, wie er üblich war in großen Städten, nahm ihn Sekunden später auf. Ein flacher, garagenähnlicher Anbau klebte an der Backsteinmauer. Hinter zugezogenen Vorhängen nahm Hellmark schwachen Lichtschein wahr.

Wahrscheinlich hantierte dort noch jemand in der Garage, vielleicht hatte auch ein geschäftstüchtiger Hauseigentümer hier an Gastarbeiter untervermietet.

Es gab an der Haustür zwei Klingelknöpfe, daneben zwei Namensschildchen. Das eine trug den Namen Ferdinand Paller, das andere den Namen seiner Tochter.

Er hörte die Klingel im Haus anschlagen.

Er wartete.

Niemand kam.

»Vielleicht probieren Sie's mal im Anbau!« vernahm er eine Stimme hinter sich. Er dreht sich um. Aus dem ersten Stockwerk des Nachbarhauses blickte eine Frau. »Er ist abends oft da drin. Da dreht er seine Pillen.« Sie ließ ein leises Lachen folgen und deutete auf den Flachbau, der ans Haus stieß. »Wenn er richtig vertieft, ist, hört er auch die Klingel nicht. Der alte Ferdi ist vielleicht schon ein bißchen schwerhörig.«

Björn hob die Hand und nickte. »Danke!«

Er näherte sich der Tür. Da gab es keine Klingel. Er klopfte. Aber Ferdinand Paller mußte schon ganz schön schwerhörig sein, daß er das nicht hörte.

Björn drehte sich herum, um die Frau darauf aufmerksam zu machen, daß er jetzt wahrscheinlich die Tür einschlagen müsse, um sich Gehör zu verschaffen. Aber die freundliche Nachbarin war nicht mehr am Fenster. Dafür hörte er jetzt aus der oben liegenden Wohnung, wie sie im Hintergrund des Zimmers ein Lied sang, das nicht schön, aber laut und falsch klang: »Ich hoab e klaa Häusche am Maaa…«

Björn ging zum Fenster und klopfte an die Scheibe. Die Vorhänge waren nicht ganz zugezogen. So konnte er durch einen Spalt das Innere des Anbaus sehen.

Sein Atem stockte.

Da lag jemand auf dem Boden, das Gesicht zu einer schrecklichen Grimasse verzogen, den Mund zu einem stummen Schrei aufgerissen.

Ferdinand Paller! schoß es Björn durch den Kopf. Tot?!

*

Er war es gewohnt, schnell zu reagieren.

Die Tür war verschlossen, also benutzte er das Fenster. Er sprang

hindurch, mit den Armen sein Gesicht schützend, Knie und Ellbogen wie Rammböcke benutzend.

Es krachte und splitterte. Der Krach war im Hof deutlich zu hören.

Björn riß den Vorhang mit nach innen, als er federnd auf die Füße kam.

Er landete direkt neben dem Toten.

Das Deckenlicht war nicht besonders stark. Bei diesem Licht konnte man schlecht arbeiten. Doch es gab an dem langen Arbeitstisch mehrere Punktleuchten.

Es sah gerade so aus, als ob Paller in dieser Minute von seinem Schicksal ereilt worden sei.

Björn kniete neben dem alten Mann nieder, fühlte den Puls, horchte nach dem Herzschlag. Nichts.

In dem Labor sah es aus, als ob eine Bombe eingeschlagen hätte. Reagenzgläser und andere gläserne Behälter lagen zersplittert auf dem Boden. Ein Regal war von der Wand gerissen. Chemikalien lagen verstreut auf Tisch, Stühlen und Boden.

Paller mußte gekämpft haben wie ein Löwe und war besiegt worden.

Seine verkrampften Hände lagen dicht an seinem Hals, panischer Schrecken stand in den weitgeöffneten Augen zu lesen.

Wer hatte diesen alten Mann getötet? Und warum? Fragen, um die sich die Polizei kümmern mußte. Und zwar so schnell wie möglich.

Ein Rädchen griff hier ins andere, hier gab es keine Zufälle mehr.

Björn starrte in das Gesicht des Toten und versuchte, den erschreckten Ausdruck zu deuten.

Was hatte Paller gesehen? Wie war es zu dem Kampf gekommen?

Björn sah sich in dem kleinen Labor, in dem der Apotheker Salben und Mixturen zusammengestellt hatte, aufmerksam um.

Er nahm nichts zur Hand. Er wollte keine Spuren verwischen, nichts ändern.

In der Ecke war ein Gummibaum umgestürzt. Es gab nichts, das bei dem unverständlichen Kampf, der sich hier abgespielt haben mußte, nicht in Mitleidenschaft gezogen worden wäre.

Sogar die Tapete war eingerissen, Stühle waren umgekippt. Paller mußte sich mit letzter Kraft noch bis zum Tisch geschleppt haben. Hier hatte er wie in einem Tobsuchtanfall alles heruntergerissen.

Björn Hellmark konnte nur die Szene in Gedanken nachvollziehen, aber es gab keinen sicheren Anhaltspunkt auf irgend jemanden. Er fand auch nichts, was von Bedeutung für seine Sache oder für Dr. Kessler gewesen wäre.

Er wollte erst einen eigenen Eindruck haben, ehe die Polizei kam.

Fünf Minuten genügten ihm, um sich ein Bild zu machen.

Dann griff er zum Telefon. Vielleicht hatte auch schon einer der

Nachbarn angerufen, wer wußte das. Der Sprung durchs Fenster, das Splittern der Scheiben, das alles dürfte nicht unbemerkt geblieben sein.

Er drehte die erste Nummer an der Wählscheibe. Da wurde es ihm eiskalt. Was er in diesem Augenblick vor sich sah, das konnte es einfach nicht geben.

In derselben Sekunde wußte er, wie Ferdinand Paller gestorben war.

*

Kommissar Anton Merlin erreichte die Wochenendsiedlung. Er fuhr die schmalen Straßen bis vor das Haus, in dem die Tote gefunden worden war.

Er hatte die Schlüssel dabei und löste das Polizeisiegel von der Tür.

Was heute geschehen war, das paßte nicht in das Bild, das er sich bisher gemacht hatte.

Er war zum Nachdenken gekommen.

Von Anfang an war ihm schon einiges merkwürdig vorgekommen, aber an Übernatürliches hatte er selbstverständlich nicht gedacht.

Die Begegnung mit Hellmark und besonders mit dessen Doppelkörper brachten sein sicher geglaubtes Weltbild durcheinander.

Vielleicht war diese Erika Paller doch mehr als eine Psychopathin, vielleicht stand sie tatsächlich mit fremden Mächten in Verbindung, zu denen sie sich hingezogen fühlte.

Er hatte die Untersuchungen bisher unter ganz anderen Voraussetzungen geführt. Doch er fühlte sich verpflichtet, auch den anderen Weg zu gehen und einen Fehler einzusehen, wenn es einen solchen gab.

Hier in diesem Haus, in dem die junge Apothekerin seltsame Experimente unternommen hatte, gab es vielleicht noch manches, worauf er bei den ersten Untersuchungen gar nicht geachtet hatte.

Er wollte noch einmal ganz unvoreingenommen an den Fall herangehen. Aber das würde schwierig sein.

Er drehte den Schlüssel im Schloß.

Dann ging alles blitzschnell.

Die Klinke wurde herabgedrückt. Aber nicht von ihm.

Die Tür flog nach innen, etwas Schwarzes stach auf ihn zu.

Er schrie gellend auf. Wie in einen Schlund wurde er von irgend etwas in das Innere des Hauses hineingezogen.

*

Björn Hellmark reagierte sofort.

Er ließ den Hörer fallen und blieb drei Sekunden lang wie erstarrt stehen.

Die Pflanze in unmittelbarer Nähe des zweiten, noch verhangenen Fensters fesselte seine Aufmerksamkeit.

Das war keine gewöhnliche Pflanze.

Sie bewegte sich. Wie Arme hoben sich schlangengleich dünne Zweige.

Hypnotisiert starrte er auf die grünen Blüten und die gelbroten Früchte. Dies war eine Mandragora, eine jener geheimnisvollen Pflanzen, der man wundersame Kräfte nachsagte.

Björn sah die Arme länger und länger werden. Es waren richtige Geisterarme, lang, weißlich, dünn, ein Nebelgespinst, das ihm entgegenwuchs.

Und dann die Hände an den dünnen Armen. Schrecklich große Hände, die sich öffneten und schlossen, die gierig nach ihm griffen.

Zwischen den Blättern und Blüten eine winzige, elfenhafte Gestalt, in der Björn die Umrisse eines weiblichen Körpers zu erkennen glaubte.

Die beiden grausamen Hände wuchsen vor ihm empor.

Er wich zurück. Er erhielt einen Stoß vor die Brust, so daß er taumelte.

Die schrecklichen Hände waren blitzartig über ihm, legten sich um seine Kehle.

Hellmark blieb die Luft weg. Er riß die Arme hoch und schlug gegen die Hände, die ihm die Luft abdrückten.

Sie waren nicht aus Fleisch, sie fühlten sich an wie harter, massiver Gummi.

Er schob seine Finger unter die Würgehände und versuchte, ihren Zugriff zu sprengen. Aber er konnte den Griff nicht einmal lockern. Wie Gummi hatten sich die Hände an seinem Hals festgesaugt.

Es wurde schummrig vor seinen Augen. Sein Herz pochte, als wolle es zerspringen.

Er kämpfte um sein Leben, stürzte zu Boden, riß an den unheimlichen Händen. Er sah alles nur noch verschwommen. Die dünnen, elastischen Arme hatten eine Länge von drei Metern, reichten von der Zauberpflanze her quer den Raum.

Björn rollte sich über den Boden. Entsetzen packte ihn, weil er damit genau das Falsche tat und noch mehr in die Gewalt dieser gräßlichen Hände geriet.

Die langen bleichen Arme verdrehten sich, machten seine, Körperbewegung mit und wickelten ihn förmlich ein.

Außerirdische Mächte wurden hier aktiv… Mandragora…!

Wie von Sinnen schlug Hellmark um sich, riß die Beine an, bäumte sich auf, stemmte sich gegen die Kraft, die das Leben aus seinem

Körper zu pressen versuchte.

Er trat einen Stuhl um, riß den Gummibaum aus der Ecke mit sich und hörte aus weiter Ferne, wie der Blumentopf platzte.

In seinen Ohren rauschte es. Er spürte, wie seine Kräfte nachließen.

»Was ist denn mit Ihnen los?« hörte er da eine Stimme. Er wurde geschüttelt und in die Seite getreten. »Hallo! Mann!« Man schlug ihn ins Gesicht. »Hallo!«

Er öffnete die Augen, nahm etwas Helles wahr. Aber da waren auch Schatten. Mehrere.

Polizisten?

Er glaubte nicht richtig zu sehen.

»Die Hände…«, murmelte er. »Wo sind… die Hände…?«

»Hände? Was für Hände? Na, du kannst ja mit meinen vorliebnehmen.«

Der Sprecher, den Björn nur verschwommen wahrnahm, zog ihn in die Höhe.

»Der ist völlig im Tran«, sagte eine andere Stimme.

»Am besten, wir nehmen uns gleich mal den Giftschrank beim alten Paller vor, dann wissen wir, ob er sich dort etwas besorgt hat.« Das war der Sprecher von vorhin.

Hellmark torkelte, fand noch keinen rechten Halt.

Langsam kehrte sein Sehvermögen zurück. Der helle Lichtstrahl rührte von einer Taschenlampe her, die einer der Polizisten trug. Insgesamt beherrschten vier Uniformierte das Blickfeld vor ihm. In den ihn umgebenden Gesichtern erkannte Hellmark nichts Gutes.

»Mußte schon ganz schön getankt haben, ehe er hierherkam, Karl«, sagte der zweite von links. Er war verhältnismäßig jung und hatte ein rosiges Gesicht. »Vielleicht kann er uns erzählen, woher er den Stoff bezogen hat.«

Sie hielten ihn für einen Drogensüchtigen.

Wahrscheinlich nahmen sie an, er sei hier in das Labor eingedrungen, um sich Chemikalien zu besorgen, mit denen er sich selbst etwas zurecht mixen konnte.

»Die Leiche!« stieß er hervor. Ruckartig warf er den Kopf herum, starrte auf die Stelle, wo er den toten Paller gefunden hatte.

Da war nichts mehr.

»Leiche?« fragte der Polizist, der die Taschenlampe hielt. »Was für eine Leiche?«

Björn wollte noch etwas sagen. Aber er unterließ es.

Er sah die Regale, die Stühle. Alles an Ort und Stelle. Kein Durcheinander, keine Verwüstung!

Der Polizist, der ihn eben angesprochen hatte, fuhr fort. »Du bist ganz schön im Horror, mein Junge. Wir hatten mal einen Fall, der war

so ähnlich. Den Burschen mußten wir wegtragen, war vollgepumpt mit Heroin. Im Krankenhaus konnten sie ihn kaum noch bändigen. Mit Lederriemen mußten sie ihn ans Bett fesseln, so tobte und schrie er, machte die ganze Station verrückt. Er hat gesehen – so behauptete er im Rausch – wie die Pfleger und Ärzte, die ihn fesselten, sich in ihre Einzelteile auflösten. Er hat es beschrieben, und hat es wirklich gesehen. Wenn man so etwas erlebt, dann frage ich mich immer, weshalb ihr es überhaupt mit diesem Zeug versucht. So schön ist es dann doch gar nicht. Du zum Beispiel siehst Leichen. Ich sehe keine.«

Björn preßte die Lippen zusammen. Auch er sah keine Leiche mehr. Alles war verflogen – wie ein Spuk.

»Kümmert euch um ihn«, sagte der erste Polizist mit der Taschenlampe wieder.

Hellmarks Blick ging zum Fenster. Wurden ihnen allen hier Trugbilder vorgegaukelt, die es gar nicht gab?

Nein, das Fenster war zersplittert, auf dem Boden lagen die Scherben.

Das war wenigstens eine Realität. Alles andere aber vorhin – nur eine Halluzination?

Das deckte sich mit dem, was auch Dr. Bernd Kessler erlebt hatte.

Es hatte keinen Sinn, den vier alarmierten Beamten jetzt die bemerkenswerte Geschichte zu erzählen. Man würde ihm nicht glauben und alles auf seinen angeblichen Drogenrausch zurückführen. Das war am einfachsten und leuchtete ihnen auch ein. Was für einen Grund sollte ein Einbrecher auch sonst haben, der nicht einmal besonders vorsichtig zu Werke ging? Björn wußte, daß er mit Erklärungen nicht weiterkam.

Er mußte handeln.

Er warf sich nach vorn. Der ihm am nächsten stehende Polizist erhielt einen Stoß, daß er zurückflog.

»Tut mir leid!« Hellmark fegte auf die Tür zu, durch die die Beamten gekommen waren.

Damit hatte keiner gerechnet. Daß dieser Mann, den sie eben in größter Benommenheit vom Boden hatten auflesen müssen, binnen dreier Minuten eine solche Kraft und Sicherheit entwickelte, damit hatte keiner gerechnet.

»Ihm nach!«

Draußen im Hof standen ebenfalls mehrere Leute, die durch das Eintreffen der Polizei aufmerksam geworden waren. Fast alle Fenster zum Hof waren erleuchtet.

Silhouetten an den offenen Fenstern. Neugierige, die wissen wollten, was los war.

Auch die Sängerin von vorhin streckte wieder ihren Kopf aus dem Fenster.

»Haltet den Mann!« schrie jemand.

Björn achtete nicht darauf. Er lief quer durch die gaffende Menge. Es ging alles so schnell, daß kaum einer begriff, was eigentlich los war.

Ehe es sich die verfolgenden Polizeibeamten versahen, erreichte der Fliehende den Hofausgang.

»Stehenbleiben! Oder wir schießen!« Hellmark huschte wie ein Schatten um die Ecke. Auch ihm wäre eine weniger auffällige Situation lieber gewesen. Er hätte gern mit den Herren über die Angelegenheit gesprochen, aber er wußte, daß er nur auf Unglauben stoßen würde. Das konnte er auch niemandem verübeln.

Die Drohung, daß man auf ihn schießen würde, nahm er im Moment nicht ernst. Zu viele Menschen standen herum, die dadurch gefährdet worden wären.

Aber nach dem Verlassen des Hofes konnte sich das ändern. Björn spurtete los.

*

Im Laufen riß er seine Dienstpistole aus der Ledertasche, mit der anderen Hand steckte er die Taschenlampe in sein Jackett.

Horst Krenzlin, Polizeiobermeister, stellte unter Beweis, was es hieß, regelmäßig Leistungssport zu treiben.

Obwohl schon Mitte dreißig, war er schneller auf den Beinen als sein junger, rosig aussehender Kollege.

Krenzlin rannte an der Spitze der Gruppe und erreichte als erster den Hofausgang.

Er wunderte sich über den weiten Vorsprung, den der Fliehende inzwischen errungen hatte.

Der Mann, von dem sie glaubten, daß er in Pallers Labor eingedrungen sei, um sich Chemikalien zu verschaffen, war erstaunlich flink auf den Beinen.

Unmittelbar nach dem Eckhaus, in dem Wohnung und Apotheke Pallers untergebracht waren, bog eine Seitenstraße rechts ab.

Dorthin hatte der Fliehende sich gewandt.

Krenzlin sah die schlanke Gestalt, die ihm gut zweihundert Meter voraus war.

Einzelne Passanten befanden sich auf der Straße, beguckten Schaufenster, machten Spaziergänge. Erst als sie die vier Polizisten mit klappernden Absätzen die Straße entlangrennen sahen, bekamen die meisten mit, daß hier etwas vorging.

Dann sah es so aus, als ob dem Fliehenden die Puste ausginge und er etwas langsamer machen mußte.

Krenzlin kam näher. Der Bursche würde ihnen nicht entkommen.

Der war doch so vollgepumpt mit Rauschgift, daß er offenbar überhaupt nicht wußte, was er alles tat.

Zwanzig, dreißig Meter schob Krenzlin sich näher heran, wieder rund zwanzig Meter hinter ihm folgten dicht gestaffelt seine drei Begleiter.

Der Fliehende überquerte vorn eine Einbahnstraße. Zwischen parkenden Autos schlängelte er sich durch. Sein Ziel war offensichtlich die kleine Anlage, die düster dahinter lag.

Krenzlin grinste. »Na, warte«, murmelte er. »Du kennst dich scheinbar nicht aus. Die Anlage ist auf der anderen Seite durch einen Bretterverschlag verrammelt.«

Da befand sich eine Großbaustelle, wo ein neues Bürohochhaus errichtet wurde.

Jetzt hatten sie ihn in der Falle. Er konnte nicht mehr umkehren.

Krenzlin schwitzte am ganzen Körper. Seine Kleidung klebte auf der Haut.

Er merkte, daß auch seine Kondition nachließ, aber er gab nicht auf.

Deutlich sah er noch den Mann zwischen den Bäumen der Anlage verschwinden.

Weder Krenzlin noch seine Kollegen warfen einen Blick zurück. Sie sahen keinen Grund dafür. Ihre Aufmerksamkeit galt den Dingen, die sich vor ihnen abspielten.

Aber ein Blick zurück hätte ihnen etwas gezeigt, was sie nicht für möglich halten würden.

Nur wenige Schritte von der Hof-Apotheke an der Straßenecke entfernt, trat ein Mann aus dem Schatten einer Hauswand.

Es war der Mann, dem sie auf der Spur waren: Björn Hellmark.

Ein verschmitztes Lächeln spielte um die gutgeschnittene Mundpartie.

Nur eine Armlänge von ihm entfernt stand ein älteres Paar, das gespannt den rennenden Polizisten nachblickte.

»Scheint ’ne größere Sache zu sein, Emmi«, meinte er.

»Sieht grad so aus, als wären sie hinter ’nem Bankräuber her, Manne«, entgegnete Emmi, zwei Zentner schwer und einen Kopf größer als die männliche Ehehälfte.

»Warum rennen die denn so?« schaltete Björn sich in das Gespräch ein, als stieße er im Moment dazu und wisse von nichts. Alle Passanten waren stehengeblieben und verfolgten die Polizeiaktion.

Manne und Emmi blickten ihn gleichzeitig an. Emmi sprach ihre Vermutungen aus.

»Oder irgend so ein Strolch, den sie vielleicht erwischt haben, als er einen Wagen knacken wollte«, ergänzte Manne mit einer neuen Idee.

»Hm, möglich. Ob sie ihn kriegen?«

»Der entkommt ihnen nicht mehr. Da vorn ist die Straßenfront mit ’nem Bretterzaun versperrt. Baustelle. Er ist genau darauf zugelaufen.«

»Es wäre zu wünschen, daß sie ihn kriegen«, fügte Emmi den Worten ihres Gatten hinzu. »Hier in Frankfurt ist der zeit der Teufel los. Die Kerle machen doch, was sie wollen.«

»Vielleicht ist das Ganze nur eine Übung«, meinte Björn, »und es kommt überhaupt nichts dabei heraus.«

Damit ging er die Straße hinunter, bewegte sich genau in entgegengesetzter Richtung von der Polizei.

Hellmark behielt recht. Es kam nichts dabei heraus. Krenzlin und seine Kollegen suchten die Anlage ab und formierten sich so, daß der Fliehende unmöglich an den Seiten ausbrechen konnte.

Aber in dem kleinen Park vor dem Bretterverschlag fanden sie einfach keinen Menschen mehr.

Hellmark hatte seinen Doppelkörper aufgelöst, dem sie nachjagten, und die Person, die für sie so bedeutungsvoll war, konnte man nirgends mehr entdecken.

Sie lief einige hundert Meter entfernt auf der anderen Straße und betrat die nächste Telefonzelle.

*

Er suchte die Nummer von Ferdinand Paller aus dem Telefonbuch und wählte.

Nach dem dritten Rufzeichen meldete sich der Teilnehmer.

Björn erklärte, wer er sei, daß er mit Dr. Kessler gesprochen hätte und daß es seine Absicht gewesen sei, bei ihm einen Besuch zu machen.

»Es ist in der Zwischenzeit so viel geschehen, daß es höchste Zeit ist, die Ereignisse in den Griff zu bekommen, Herr Paller. Ich melde mich, weil ich hoffe, daß es im Sinn Ihrer Tochter geschieht. Seit ihrem Verschwinden haben sich Dinge ereignet, die man nicht mehr als normal bezeichnen kann. Die Ereignisse betreffen bisher die Menschen, die auf irgendeine Weise mit Erika Paller zu tun haben, sei es direkt oder indirekt! Ich habe heute abend versucht zu Ihnen zu kommen. Es ist mir nicht möglich gewesen.«

»Das tut mir leid«, erklang es vom anderen Ende der Strippe. »Aber heute ist einiges durcheinandergeraten. Man hat versucht, in mein Labor einzubrechen.«

»Nein, so ist es nicht gewesen, Herr Paller. Der Einbrecher war ich.«

»Aber…«

Björn wartete ab, was Paller sagen wollte, aber da kam nichts

mehr.

Das Geständnis verwirrte den Apotheker.

»Es ist kein Einbruch gewesen, Herr Paller. Ich habe mehrmals bei Ihnen geklingelt. Aber niemand hat mir geöffnet.«

»Ich bin die ganze Zeit über zu Hause gewesen, Herr Hellmark. Ich habe nichts gehört. Und dann sind Sie einfach so mir nichts dir nichts durchs Fenster geklettert, nachdem sie es zuvor eingeworfen hatten?«

»Nein, so einfach habe ich's mir nicht gemacht.« Er erzählte die Sache mit der Leiche. Paller gab einen Zischlaut von sich. »Dies alles spricht dafür, daß etwas im Gange ist, was wir nicht einmal in Umrissen erkennen. Was für Experimente unternahm Ihre Tochter, Herr Paller? Haben Sie irgendwelche Unterlagen zu Hause, die vielleicht über diese geheimnisvollen Versuche Auskunft geben? Beschäftigte sich Ihre Tochter mit so etwas Ähnlichem wie Schwarzer Magie? Das alles mag Ihnen merkwürdig vorkommen, aber je mehr ich darüber nachdenke, desto sicherer scheint mir zu sein, daß Ihre Tochter etwas in Gang gesetzt hat, wovon sie lieber die Finger gelassen hätte. Es gibt mehr Welträtsel, als wir uns vorstellen können. Durch einen dummen Zufall können Kräfte geweckt werden, die man besser in Ruhe gelassen hätte. Um darüber zu sprechen, bin ich gekommen. Aber ich wurde in Ereignisse verwickelt, die an einen Alptraum erinnern. Ich sollte davon abgehalten werden, mich mit Ihnen zu treffen. Ich möchte Sie darum bitten, daß wir uns sehen. So schnell wie möglich. Ich hoffe nur, daß dies Gespräch nicht ebenso eine Täuschung ist wie die Szenen vorhin in Ihrem Labor.«

»Nein, ich spreche wirklich, Herr Hellmark.«

»Vorhin – waren Sie wirklich tot. – Wann und wo können wir uns sehen?«

»Am besten in meiner Wohnung.«

»Das kann ich momentan nicht riskieren. Ich habe den Herren von der Polizei ein Schnippchen schlagen müssen. Es war nicht anders möglich. Es ist ausgeschlossen, daß ich mich bei Ihnen jetzt sehen lassen kann. Können wir uns nicht anderswo treffen?«

»Doch, natürlich.« Paller nannte den Namen einer Wirtschaft, die nur zwei Straßen weiter lag. Damit war Björn einverstanden.

»Wenn Sie etwas finden, bringen Sie alles mit!« bat er nochmals.

»Es gibt bestimmt einiges. Erika war ein sehr gründlicher Mensch. Es ist nicht meine Art, in ihren persönlichen Dingen herumzuschnüffeln. Auch die Polizei ist bisher mit keinem solchen Anliegen an mich herangetreten. Doch wenn es im Interesse von Bernd liegt, dann soll es nicht an mir liegen, Beweise, die seine Unschuld belegen, aufzuspüren.« Paller sah es von dieser Seite. Doch Björn von einer ganz anderen.

»Wir müssen anders vorgehen als die Polizei. Es geht nicht nur um

Dr. Kessler, Herr Paller. Es geht vor allen Dingen immer noch um Ihre Tochter.«

»Erika kann niemand mehr helfen. Sie ist tot.«

»So scheint es uns. Ihre Tochter aber war da ganz anderer Ansicht. Und solange nicht eindeutig widerlegt ist, was sie Dr. Kessler gegenüber andeutete, auszusprechen. Was Hellmark da andeutete, daß sie vielleicht doch recht gehabt haben könnte.«

»Sie meinen…?« Ferdinand Paller war nicht fähig, seine Gedanken laut auszusprechen. Was Hellmark da andeutete, war mehr als ungeheuerlich.

Der Apotheker kam nicht so schnell von zu Hause weg, wie er erhofft hatte.

Der angebliche Einbruchversuch hatte die Polizei auf den Plan gerufen, und die kriegte er so schnell nicht mehr los.

Die vier Zurückgekehrten machten sich noch an die Spurensicherung und forderten ihn auf, alle wertvolleren Gegenstände und Präparate aus dem Labor zu entfernen, da die eingeschlagene Scheibe an diesem Abend nicht mehr ersetzt werden konnte. Das entstandene Einstiegloch wurde notdürftig mit Brettern vernagelt und die Lücken mit Plastiktüten verhängt. In der Zwischenzeit fand Paller Gelegenheit, schnell in der Wirtschaft anzurufen, in der er sich mit Hellmark verabredet hatte.

»Ich muß später kommen. Sie sind noch im Hause. Tut mir leid.«

»Ich warte.«

Björn blieb aufmerksam. Er wußte nicht, ob das Ganze nicht wieder nur ein Trugspiel war. Und eine weitere Gefahr mußte er mit einschließen: ob Ferdinand Paller wirklich zu einem Verbündeten wurde oder ob er nur so tat und ihn in Sicherheit wiegte und tatsächlich die Polizei auf ihn hetzte.

Eine knappe halbe Stunde später schwang die Tür auf, und ein älterer, etwas gebeugt gehender Mann kam in die verräucherte Gaststube, in der es nach Rauch, Pommes frites und Rippchen mit Kraut roch.

Die Wirtschaft war gut besucht.

Der Mann an der Tür blickte sich suchend um. Keiner kannte den anderen. Björn erhob sich und kam ihm entgegen.

»Herr Paller?« sprach er den Grauhaarigen mit der Baskenmütze an. Der Mann trug eine Tasche bei sich.

»Ja. Sie sind Herr Hellmark?« Der Apotheker musterte den jungen Mann. Er macht eigentlich einen recht vernünftigen Eindruck, ging es ihm durch den Kopf. Die Andeutungen, die er gemacht hatte, paßten gar nicht zu diesem frischen, sympathischen Kerl. Er hatte sich einen etwas mehr weltfremden jungen Menschen vorgestellt, einer, der sich wie Erika mit Forschungen abgab, die für den gesunden

Menschenverstand nicht belegbar sind.

Doch genau das Gegenteil war der Fall.

Das Auftreten Hellmarks gefiel ihm. Paller fühlte sich sichtlich erleichtert.

Björn war dem Ankömmling behilflich, den Übergangsmantel abzulegen.

Paller setzte sich zu Hellmark an den Tisch in der hintersten Ecke, von dem aus sie eine gute Sicht über die gesamte Gaststube hatten, ohne selbst zu sehr beachtet zu werden.

Hellmark lud seinen Gast ein.

»Was möchten Sie gerne trinken?« fragte er, als der Kellner an ihren Tisch kam.

»Äppelwoi, wie sich das für 'nen echten Frankfurter gehört. In meinem Alter ist das auch das beste.«

Fünf Minuten später stand das randvolle Rautenglas vor ihm.

Das Eis war schnell gebrochen. Beide Männer wußten, worauf es ankam. Ferdinand Paller und Björn Hellmark fanden schnell zu dem Gespräch, das sachdienlich war. Der Apotheker lernte sein Gegenüber als klugen Kopf und scharfen Denker kennen, der wußte, was er wollte.

Paller öffnete die Schlösser seiner Aktentasche. Verschiedene abgeheftete Papiere befanden sich darin in einer Klarsichthülle und ein in rotes Leder gebundenes Tagebuch.

»Ich habe es in der Schublade ihres Schreibtisches gefunden«, erklärte er. »Ich weiß nicht, was im einzelnen darin steht. Beim flüchtigen Durchblättern bin ich aber auf Vermerke gestoßen, die sich eindeutig mit ihren Forschungen befassen.«

Björn sah sich zunächst die abgehefteten Seiten an. Sie enthielten viele Formeln, die er nicht verstand. Aber hier hatte er in Paller eine ausgezeichnete Hilfe.

»Sie hat hier die Zusammensetzung der einzelnen Gifte und anderer Substanzen aufgeschlüsselt und ihre Wirksamkeit in Milligramm auf jedes Kilo Körpergewicht berechnet«, erklärte er.

Er gab präzise Antworten, wenn Björn diesbezügliche Fragen hatte.

Eine halbe Stunde verging.

Dann griff Hellmark zum Tagebuch. Der Hauptinhalt befaßte sich in der Tat mit den Versuchen. Björn wurde mit Pflanzennamen und Begriffen vertraut, die er noch nie im Leben gehört hatte.

»Immer wieder macht sie Hinweise wie: Band A3, A4«, meinte Björn plötzlich. »Da seien detaillierte Schilderungen zu finden.«

»Es handelt sich um die Tonbandaufnahmen.«

»Konnten Sie die nicht finden?«

»Es gibt keine in der Stadtwohnung. Keine mehr, um es ganz genau zu sagen. Erika hat sie vor etwa einem Monat alle in das

Wochenendhaus mitgenommen. Soviel mir bekannt ist, hat die Kriminalpolizei Bänder beschlagnahmt. Aber mir ist nicht bekannt, ob es sich um alle handelt, die Erika besprochen hat. Glauben Sie wirklich, daß diese Bänder Bernds Unschuld beweisen?«

»Mehr noch. Ich habe es am Telefon vorhin bereits angedeutet. In etwa wissen Sie, womit sich Ihre Tochter befaßte. Sie konzentrierte sich zuletzt eindeutig auf eine ganz bestimmte Pflanze und auf einen ganz bestimmten Stern. Hier schreibt sie einmal, daß dieser helle Punkt sie magisch anzieht, daß er eine unwiderstehliche Macht auf sie ausübt, die sie sich nicht erklären kann. Ich frage mich, schreibt sie hier wörtlich, ob ich nicht einmal von dort gekommen bin, ob ich nicht dort einmal in einem früheren Leben – existiert habe. Bin ich wirklich nur Erika Paller – oder war ich früher einmal eine andere?«

Ferdinand Paller warf einen unsicheren Blick über seine Brillengläser hinweg und griff nach seinem Apfelweinglas. Er nahm einen herzhaften Schluck.

»Verrückt«, murmelte er, »sie muß zuletzt total verrückt gewesen sein. Aber – sie machte nicht den Eindruck, das ist das Schlimme. Man konnte sich ganz normal mit ihr unterhalten. Ich hatte nur manchmal kein gutes Gefühl. Darum habe ich den Jungen angeschrieben und ihn gebeten, mal nach dem Rechten zu sehen.« Ferdinand Paller erzählte von der Abmachung zwischen Bernd Kessler und seiner Tochter. »Auch so eine Schnapsidee! Drum prüfe, wer sich ewig bindet! Na schön! Aber müssen es denn gleich zwei Jahre sein? Die beiden mochten sich doch. Warum dieser Unsinn?« Er winkte ab. »Die jungen Leute von heute, wer versteht sie noch… Kurz und gut: Bernd kam. Zwei Jahre waren fast um. Erika wußte nichts von meinem Unternehmen. Bernd sollte es so hinstellen, als wäre er rein zufällig mal wieder in Frankfurt. Ich machte mir ernsthaft Sorgen um Erika. Sie hatte den Kontakt mit allen Freunden völlig abgebrochen. Sie lebte nur noch für ihre Untersuchungen und Selbstversuche. Bernd sollte sie zurückholen aus ihrer Verlorenheit. Ich habe nach der Verhaftung mit ihm sprechen können. Er mußte zugeben, daß sie ihm fremd geworden war, daß ihre Gedanken nicht mehr auf dieser Erde weilten. Erika war weit weg, auf jenem anderen Stern, auf dem sie ganz sein wollte. Sie hat es geschafft. Sie hat einen Ruf vernommen, den Sie und ich wahrscheinlich nie im Leben hören werden… Verrückt, es ist alles verrückt…! Ich weiß gar nicht, wie ich dazu komme, Ihnen das alles zu erzählen. Sie sind mir fremd. Sie haben mir versprochen, sich um Bernd zu kümmern und Erikas Schicksal klären zu helfen. Ich weiß nicht einmal genau, wer Sie sind, für welche Organisation Sie arbeiten. Mit der Polizei jedenfalls haben Sie nichts zu tun, soviel weiß ich. Wenn man über Erika spricht und ihre Notizen liest, fragt man sich auch, ob die Polizei die richtige Stelle ist, an die man sich

wenden soll. Ob nicht vielleicht ein Psychiater angebrachter wäre…«

»Verrückt«, nahm Björn die Worte Pallers auf. »Ja, es ist alles verrückt. Auch das Geschehen heute abend. War es wirklich? Was ist wirklich? Sie sitzen hier vor mir, gesund und munter. Aber ich kam in Ihr Labor und entdeckte Sie tot am Boden. Dann rief ich die Polizei an, das heißt: ich wollte es tun. Etwas kam dazwischen. Ich wurde angegriffen. Von einer Pflanze, die dämonische Züge annahm. Mandragora wurde aktiv. Ihre Tochter hat etwas geweckt, daran gibt es nicht mehr den geringsten Zweifel. Wir tappen im dunkeln. Die Polizei auf ihre Weise, wir auf die unsre. Antwort auf alle Fragen könnte nur Ihre Tochter geben. Ist sie wirklich tot? Hat sie das, worüber sie in diesem Buch schreibt und was sie noch genauer auf Bändern geschildert hat, nur phantasiert, wie ich das verwüstete Labor und Ihre Leiche phantasiert habe und wie Bernd Kessler den Spuk im Treibhaus – oder steckt da mehr dahinter?«

»Ich weiß nicht, was ich noch glauben soll und glauben kann.« Paller war völlig verwirrt.

»Haben Sie die Schlüssel zum Wochenendhaus zur Hand?«

»Nein, ich könnte sie holen. Aber das hätte auch nicht viel Sinn. Die Polizei hat den Eingang versiegelt.«

»Wir müssen ins Haus. Wir müssen herausfinden, was dort geschehen ist. Vielleicht können wir es rekonstruieren. Wir brauchen genaue Angaben über Mandragora, von der Ihre Tochter einiges gewußt haben muß. Es muß ihr gelungen sein, schon mehr als einmal solche Astralreisen zu unternehmen.«

Pallers Augen wurden groß.

»Wer sind Sie?« fragte er rauh. »Was für ein Mensch sind Sie?«

»Ich versuche, den Dingen jenseits der sichtbaren Welt auf die Spur zu kommen. Ich erforsche sie, um es einmal so auszudrücken. Das ist kein Beruf. Ich bin weder ein Geisterjäger noch ein passionierter Okkultist. Aber wie der Fall Ihrer Tochter beweist, gibt es Lücken und Spalten, durch die das Überirdische in unsere reale Welt eindringt. Ich muß Ihnen etwas sagen, Herr Paller, woran ich die ganze Zeit denken muß.«

Paller blickte Hellmark fragend an.

»Es ist die Astralreise, die mir keine Ruhe läßt«, gestand Björn Hellmark. »Wenn es Ihrer Tochter gelang, durch irgendwelche magischen Kräfte mit Hilfe Mandragoras Geist und Seele von ihrem Körper zu lösen, dann bedeutet dies, daß ihr wahres Ich auf einem fernen Planeten umherirrt und den Körper nicht mehr finden kann. In diesem Fall wäre Ihre Tochter nämlich – nicht tot. Wenn wir schnell genug handeln könnten – wie, weiß ich noch nicht –, besteht vielleicht eine Chance, sie zu retten.«

»Verrückt! Ich glaub’, ich bin verrückt. Entschuldigen Sie, ich rede

schon wieder dasselbe. Doch – was Sie sagen, ist logisch, wenn man alles zusammengenommen überblickt.« Paller schob nervös sein Apfelweinglas zurück, obwohl es noch halbvoll war. »Ich bin bereit, den Unsinn mitzumachen. Zu verlieren ist nichts. Wenn es so ist, wie Sie vermuten, dann kann höchstens dabei noch etwas herauskommen.« Er erhob sich. Sein verhältnismäßig glattes Gesicht zeigte nun eine hektische Röte. »Ich hole nur schnell den Wagen, Herr Hellmark. Wir fahren sofort zum Wochenendhaus.«

*

Die Luft war mild und vom schweren Duft zahlloser Blüten geschwängert.

Erika schlug die Augen auf. Der blaue Himmel spannte sich über sie wie ein Zelt.

Sofort kehrte die Erinnerung wieder.

Sie mußte eingeschlafen sein vor Erschöpfung. Sie erinnerte sich daran, daß sie auf einem zerklüfteten, in ein endloses Steinmeer weisenden Felsen gestanden hatte.

Erika Paller richtete sich auf.

Die Einsamkeit, die sie dabei bedrückt hatte, war verschwunden.

Sie traute den Bildern nicht. Wieder nur Trugbilder, die der quälerische Geist Mandragoras ihr schickte?

»Erika!« sagte da eine Stimme neben ihr.

Sie fuhr wie elektrisiert zusammen. Ruckartig wandte sie den Kopf.

»Bernd!« Der Name kam wie ein einziger Aufschrei über ihre Lippen.

Sekundenlang sah sie ihn fassungslos an. Dann warf sie sich ihm entgegen.

Bernd Kessler! Er sah bleich und angegriffen aus, als hätte er schwere Stunden hinter sich.

War der schreckliche Traum vorbei? Befand sie sich wieder im Garten ihres Wochenendhauses?

War die Nacht, die schreckliche, herum und alles nur ein böser Traum gewesen?

»Bernd!« wisperte sie. Sie fühlte seine Arme, die sich um ihre Schultern legten. »Ich bin zurückgekommen, nicht wahr? Es ist Tag?«

Ihre Stimme klang schwach.

»Nein«, erwiderte er ebenso leise. »So einfach ist es nicht, leider.«

»Aber wie…«

Sie sprach nicht zu Ende. Er nahm ihr das Wort aus dem Mund.

»Wie ich hierherkomme? Es ist eigentlich ganz einfach. Ich habe das gleiche gemacht wie du.«

»Warum bin ich nicht zurückgekommen? Was ist passiert? Was

hast du beobachtet? Du mußt aufpassen, Bernd. Etwas stimmt hier nicht. Mandragora – ich habe sie verkannt. Was wir jetzt sehen, ist eine Täuschung.« Sie war völlig durcheinander. Die Worte sprudelten wahllos über ihre Lippen. »Man hat auch dich getäuscht, Bernd.« Ein Schauer lief ihr über den Rücken. »Deshalb also«, murmelte sie. »Deshalb also der blühende Garten. In Wirklichkeit ist es ein Höllenrachen. Ich habe es nicht wahrhaben wollen. Aber es ist so.«

Ihr Verstand funktionierte einwandfrei. Sie glaubte zu begreifen, daß Mandragora mit ihrem unvorstellbaren Geist eine Umwelt projizierte, in der sich Bernd in Sicherheit wiegen sollte. Genau wie bei ihr! Das Erwachen sollte dann zum Alptraum für ihn werden.

»Du mußt weg hier«, preßte sie hervor. »Es war ein Fehler, daß du mir gefolgt bist.«

»Ich werde wieder gehen. Aber nicht ohne dich.«

»Wie willst du das anstellen?« Fragend blickte sie ihn an. Unwillkürlich begann sie, ihn abzutasten, als müsse sie sich vergewissern, daß er auch wirklich war. Seine gütigen Augen, die steile, nachdenkliche Falte auf der Stirn, die ruhige, überlegene Art… ja, das war er. Aber ganz sicher war sie sich nicht. Mandragora war zu allem fähig. »Und vor allem: wieso konnte ich bisher nicht allein zurückkehren?«

Sie suchte seinen Blick.

»Ich habe lange auf dich gewartet, Eri«, erklärte Bernd. »Ständig habe ich dich angeblickt, wie du vor mir gesessen hast. Du hast dich nicht mehr gerührt. Ich dachte schon, du wärst tot. Aber dann habe ich festgestellt, daß du noch lebst, daß der giftige Trank deinen Kreislauf nicht vernichtet, sondern nur verlangsamt hat. Dein Herz schlug nur noch ein einziges Mal in der Minute, nur einmal in der Minute hast du geatmet. Zunächst war ich überzeugt, daß dein Körper aus eigener Kraft niemals wieder seinen normalen Kreislauf aufnehmen würde. Ich war verzweifelt. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. In allen Einzelheiten rief ich mir das Gespräch mit dir noch einmal in mein Bewußtsein zurück. Ich hörte mir die Bänder an, die du besprochen hattest. Außerdem gab es ein peinlich genau geführtes Arbeitsbuch, in das du alle Gedanken, die du dir jemals über Mandragora und ihre Welt gemacht hast, aufzeichnest. Ich studierte sie eingehend. Ich suchte den Stern, auf dem sich Mandragoras Welt befinden sollte, wie du geschrieben hast. Ich brauchte nur noch das nachzuvollziehen, was auch du getan hattest. Und da spürte ich es auch: die Sehnsucht, nach dort zu kommen, hierher in diese ferne Welt. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog sie mich an. Ich konnte dich verstehen, warum du so und nicht anders gehandelt hattest. Du hast recht gehabt, von Anfang an. Astralreisen sind möglich. Du hast einen Weg eröffnet, der das Leben auf der Erde verändern wird.«

»O ja, aber anders, als ich es erhofft und erwartet hatte, Bernd. Auch dich hat Mandragora getäuscht. Sie zeigt sich dir jetzt von ihrer besten, ihrer schönsten Seite. Sie hat dich eingefangen wie mich. Sie führt etwas im Schilde. Sie ist ein Geist, ein böser Geist, der die Erde heimsuchen wird. Das heißt: Nicht sie wird es sein, die ihren bösen Einfluß verbreiten wird, sondern die Tochter. Ich beginne langsam klarzusehen, aber ich merke auch, welche Grenzen meinem kleinen menschlichen Verstand gesetzt sind. Es ist eine Invasion im Gange. Es wird etwas auf die Erde kommen, was man zu spät als Gefahr erkennen wird. Mandragora selbst ist der Weg dorthin versperrt, durch einen Fluch, mit dem sie irgendwann belegt wurde und den sie nur auf diese Weise mit menschlicher Hilfe, mit meiner Hilfe, umgehen kann. Ist dies alles nicht wie ein böser Traum, Bernd?«

Er nickte. »Aber wir werden daraus erwachen, und alles wird vorbei sein. Das verspreche ich dir.«

»Ich kann kaum daran glauben. Wenn du wüßtest, was ich erlebt habe.« Sie schilderte detailliert das wahre Gesicht dieser schrecklichen Welt, dieses winzigen Sterns, der wie ein Meteorit kalt, ohne Atmosphäre, zerklüftet und unbewohnt seine Bahn durchs All zieht. Ein Hort der Geister und Dämonen.

Erika Paller löste sich von Kessler und blickte sich mit glänzenden Augen um. »Ein Meer von Blumen, ein strahlend blauer Himmel, eine paradiesische Welt. Schon ein komisches Gefühl, wenn man bedenkt, daß dies alles nur ein Bluff ist und daß wir in Wirklichkeit von der eisigen Kälte des Alls umgeben sind, daß einen Schritt weiter vielleicht ein Abgrund beginnt, vor dem einen schwindelt, wenn man ihn sieht. Der sanfte Wind ist in Wirklichkeit der Atem der Dämonen, die uns belauschen, die sich an unserem Unglück ergötzen. Es ist erregend, wenn man bedenkt, daß unsere Körper irgendwo auf einem fernen Stern zurückgeblieben sind, und wir wissen nicht, ob unser Geist noch einmal in unsere Körper zurückkehren wird.«

»Er wird.«

»Und woher weißt du das so genau?«

»Ich weiß es. Und auch du würdest es wissen, wenn du das, was du erforscht hast, intensiver durchdacht hättest. Aber du hast überstürzt gehandelt.«

»Ja, ich weiß. Woher aber weißt du,…«

»Ich hatte Zeit, mich mit den Unterlagen zu beschäftigen, Eri. Das muß dir vorerst einmal genügen. Ich werde dir alles erklären. Aber nicht jetzt und nicht hier. Wir müssen uns beeilen.« Er packte sie bei der Hand.

»Wo bringst du mich hin, Bernd?«

»An einen Ort, der uns die Möglichkeit zur Rückkehr bietet«, sagte er einfach, ohne dies näher zu erklären. Er schien über alles ganz

genau Bescheid zu wissen. »Aber das eilt. Auch Mandragora ist Gesetzen unterworfen. Ich kenne ihre Doppelgesichtigkeit. In Mandragora ist all das vereint, was auch die menschliche Seele umfaßt: gut und böse. Mandragora aber vermag dieses Gut und Böse so kraftvoll auszudrücken, wie es uns Menschen versagt ist. Aber das ist schon wieder eine Behauptung und durch nichts bewiesen. Wieviel Gutes vermögen wir selbst zu tun, wieviel Böses? In zahllosen Entscheidungen, die wir täglich treffen, findet sich sowohl das eine wie das andere, mal stärker, mal weniger stark. Mandragora aber ist der Inbegriff der Verwandlungsfähigkeit. Es sieht so aus, als ob das Schöne nur vorgegaukelt wird, während das, was uns schreckt, ihr wahres Gesicht ist. Aber sie kann immer nur das eine oder das andere zeigen. Das bedeutet, daß das, was wir sehen, ihrer augenblicklichen Stimmung entspricht. Wenn der Mond voll ist, kann er keine Sichel zeigen. So sehe ich Mandragora. Im Moment haben wir nichts zu fürchten, sie zeigt sich von ihrer besten Seite. Aber das kann sich ändern, sobald ihre Stimmung umschlägt und sie ihr zweites Gesicht zeigt. Bis dahin müssen wir von hier weg sein.«

Es hörte sich ganz vernünftig an.

Er zog sie mit sich. Leichtfüßig folgte sie ihm nach.

Sie liefen quer durch die blütenübersäten Wiesen.

Ein stiller Hain, in dem gedämpftes Tageslicht herrschte, schloß sich an. Die Sicherheit, mit der ihr Begleiter sich durch diese fremde Welt bewegte und zielstrebig einen bestimmten Punkt ansteuerte, irritierte sie, und wieder meldete sich ihr Mißtrauen.

War dies wirklich – Bernd?

Sie konnte nichts an ihm feststellen, was nicht mit dem Mann, der schon so lange ihr Freund war, übereinstimmte.

»Bernd«, fragte sie unvermittelt.

»Ja?«

»Woher weißt du das alles?«

»Ich hatte Zeit, mich damit zu beschäftigen. Das habe ich doch schon gesagt.«

»Wie lange bin ich schon hier, Bernd?«

»Seit zehn Tage, Eri.«

Seit zehn Tagen?

»Und seit dieser Zeit sitze ich, das heißt, sitzt mein Körper in dem Raum, in dem ich den Versuch gestartet habe?«

»Ja.«

»Aber dann muß man mich doch längst vermißt haben?! Vater wird die Polizei verständigt haben und…«

»Dein Vater weiß Bescheid. Ich habe ihn sofort eingeweiht. Niemand weiß und ahnt etwas.«

Sie gab sich mit dieser Antwort nicht zufrieden. »Aber warum

rennen wir davon? Wir laufen in Wirklichkeit doch nur im Kreis herum, ohne daß uns dies bewußt wird und…«

»Es gibt einen Punkt, den Mandragora nicht unter Kontrolle hat. Einen Tempel. Dahin müssen wir, koste es, was es wolle. Du hast selbst gesagt, daß ein Fluch auf Mandragora lastet. Das heißt, es gibt eine Kontrolle über sie. Mandragora ist ein Geistesgeschöpf. Sie lebt ein eigenes, für uns unvorstellbares Leben. Ihre Existenz ist rätselhaft und geheimnisvoll, aber nicht unmöglich, wie die Umstände beweisen. Ich blicke selbst nicht dahinter, aber ich glaube, vieles erkannt zu haben.«

»Wie bist du dahintergekommen? Soviel wußte ich ja selbst nicht einmal, also kannst du es weder durch meine Tonbänder noch durch meine Niederschriften wissen.«

»Du stellst zu viele Fragen«, erwiderte er verärgert, ohne sich umzudrehen. Er lief weiter, und sie folgte ihm. »Ich kann sie dir nicht beantworten, selbst wenn ich wollte. Du gefährdest uns. Reicht es dir nicht, daß ich da bin und daß ich dir helfen kann?«

Es klang traurig. Sie schalt sich im stillen eine Närrin, weil sie ständig wieder davon anfing.

Mandragora hatte es doch nicht nötig, ihr noch eine Falle zu stellen. Erika Paller befand sich in ihrer Gewalt, also konnte sie sich das Spiel mit einem falschen Bernd sparen.

Die Baumkronen bildeten ein dichtes Blätterdach. Der Weg führte hinter eine mannshohe Strauchreihe. Dort lag der Tempel. Drei Meter hohe Blumen umstanden den sanft ansteigenden Weg, der genau in das Innere des Tempels führte.

Als halbdurchsichtige Kuppel spannte sich ein Gewölbe über ihnen. Geheimnisvolles Glühen im Dämmer zog sie an.

»Was ist das?« wisperte Erika Paller erregt.

»Der einzig mögliche Ausgang«, flüsterte ihr Begleiter. »Jetzt kann nicht mehr viel passieren. Wir haben Mandragora überlistet. Sie ist nicht aus ihrem Schlaf erwacht. Sie hätte durch ihre hypnotische Kraft den Tempel in einen Felsklotz verwandeln oder für uns unsichtbar machen können. Wir hätten ihn dann nie gefunden. Aber sie hat ihre Chance verpaßt. Nun kann nichts mehr passieren. Dort vorn, das Licht – dorthin müssen wir!«

Er rannte darauf los, hielt noch immer ihre Hand umfaßt. Erika Paller fühlte, wie Zweifel und Mißtrauen stärker wurden und wie ihr angst wurde bei dem Gedanken, daß dies alles nicht wahr sein könnte.

Sie hatte sich viele Jahre mit dem Problem einer Astralreise beschäftigt und war zu einem Erfolg gekommen. Bernd tauchte auf, wurde Zeuge und konnte den Vorgang schon nachahmen. Mit etwas Geschick konnte aufgrund ihrer geleisteten Vorarbeit nun jeder Mandragora einen Besuch abstatten.

Das alles sah sie ein.

Aber daß Bernd mehr wissen konnte… zum Beispiel der Tempel. Davon hatte sie nicht die geringste Ahnung gehabt.

»Komm!« Er lief weiter, auch als sie stehenblieb und in den glühenden Schacht starrte, der wie ein riesiges Auge vor ihr lag.

Ein Loch im Boden. Ein Brunnen.

»Du darfst nicht warten«, vernahm sie die Stimme des Begleiters. »Du mußt springen. Wie ich!«

»Bernd!« Sie hörte ihre eigene Stimme im rätselhaften Tempel widerhallen.

Rötliche Dämpfe stiegen aus dem Brunnenschacht hoch. Die Nebel erinnerten sie entfernt an bizarre Formen, die manchmal wie Tiere wirkten, manchmal wie Menschen.

Sie zuckte zusammen. Sah Bernd denn nicht, daß die Schemen, die in diesem glühenden Schacht entstanden, Ähnlichkeit mit jenen bösen Geistern hatten, die sie ihm eingehend geschildert hatte?

»Es ist ein Trugbild, wie alles!« schrie sie.

Das Kichern, Fauchen und Schmatzen kam plötzlich von überall her.

Mandragora ließ die bösen Geister, die sie hegte, sichtbar werden.

Im Laufen auf den Schacht zu wurde der schlanke menschliche Körper zu einem riesigen Schatten. Das, was eben noch Bernd Kessler gewesen war, würde zu einem schweren, plumpen Koloß, der Ähnlichkeit hatte mit einem Nilpferd.

Die massigen Beine berührten den Boden. Sie spürte die Erschütterungen im ganzen Körper.

Ein zynisches Lachen überfiel sie mit einem tausendfachen Echo.

Verzweiflung und Angst lähmten Erikas Bewußtsein, als sie sah, wie sich zahllose Schemen zu einem einzigen formierten, bis daraus ein schwarzer, aufquellender Wolkenberg wurde, der sich bedrohlich auf sie zuwälzte.

»Die Stunde naht, Erika Paller«, hörte sie die unbarmherzige Stimme. Es lief ihr eiskalt über den Rücken. »Es hat mir Freude bereitet, dich hierherzubegleiten, wo meine Dämonenbrut heranwächst, die es kaum mehr erwarten kann, die Erde zu erobern. Mandragora wird ihre Tochter schicken. Hilfreiche Geister werden den Weg bereiten, so verlangt es das Ritual. Drei Taten für Mandragoras Tochter müssen geschehen. Drei Tage, bevor sie deinen Körper übernimmt und du für immer verlöschen wirst.«

Sie hörte es, und ihr graute vor dem Kommenden.

Seltsamerweise fürchtete sie weniger ihren eigenen Tod als das, was auf die Erde zukam und durch Erikas Leichtsinn geweckt worden war.

»Warum treibst du dieses grausame Spiel mit mir?« rief sie und

blickte sich gehetzt in der Runde um. Sie war eingehüllt von schwarzen Nebelgestalten, aus denen sich Brocken herauslösten, die wie schwarzes Fleisch herabfielen.

»Warum diese Trugbilder?« wisperte Erika Paller gequält. Aus dem dunklen Gewölk stieg geisterhaft grün eine Figur auf, ein dämonenfratziges Ungetüm, das drei-, viermal so groß war wie sie selbst.

Es schwebte über ihr, und sie war unfähig, sich zu rühren.

»Dieser Geist wird zur Erde schweben«, hörte sie die Stimme in ihrem Bewußtsein. »Er wird in jener Region wirksam werden, die durch dich und deine Taten beeinflußt wurden. Drei Opfer für meine Tochter, die wie ein Phantom zur Erde kommen wird…«

»Warum? Warum…?« dröhnten Erikas Gedanken dazwischen. »Was habe ich dir getan? Warum bist du so grausam?«

»Warum leben Fische im Wasser? Warum duften und blühen die Blumen?« Wie ein sanftes Schnurren erklang die Antwort in ihr. »Warum schicke ich Trugbilder und ergötze mich an den Qualen und Ängsten der Betroffenen? Weil ich Mandragora bin, die Herrin der Angst!«

Der grüne Schemen wurde zu einem langgestreckten Etwas, das sich wie eine Spirale rasend schnell zu drehen begann und in dem brunnenartigen Schacht verschwand.

Satanisches Triumphgeheul schrillte auf. Ein fremdes, unfaßbares Wesen, das Göttin und Satan zugleich war, genoß in vollen Zügen die Freude dieses Augenblicks.

Wie jedes Geschöpf war auch Mandragora nicht allmächtig. Ihr waren Grenzen gesetzt, die sie respektieren mußte. Sie durfte ihren Stern nicht verlassen. Jetzt glaubte sie, diese Fesseln sprengen zu können – durch eine List.

Wenn sie den Stern nicht verlassen durfte, dann sollten andere das tun. Und sie sollten irgendwo in der Welt im Namen Mandragoras herrschen.

Eine wirbelnde Finsternis umgab Erika. Sie wurde immer dichter und schreckensvoller, war mit Seufzern und Kichern, mit glühenden Augen und wirren Bewegungen ausgefüllt. Aus ausgefransten Schmetterlingsflügeln quollen dicke blutige Tropfen.

Mandragora! Dies alles war Mandragora in vieltausendfältiger Gestalt.

Sie konnte Schemen und Geister, Blumen und Felsen, Nebel und Flamme sein. Sie konnte zu einem Menschen wie Bernd Kessler werden.

Mandragora ergötzte sich an enttäuschten Hoffnungen, schwörender Angst und schreiender Verzweiflung.

Erika war von fremden Gedanken und Stimmungen erfüllt, derer

sie nicht Herr werden konnte und unter denen sie grenzenlos litt.

Plötzlich platzte die Dunkelheit ringsum wie eine Seifenblase.

Erika Paller fand sich in einer trostlosen bedrückenden Landschaft wieder. Sie stand wieder auf dem winzigen, wildzerklüfteten Meteoriten mitten in einem endlosen Sternenmeer. Glühende Dämpfe stiegen aus dem dunklen Gestein auf und umhüllten das überdimensionale Menschengesicht aus Leibern, die sich liebten.

In endloser Ferne aber, irgendwo zwischen den tausend und abertausend glitzernden Sternen und Sternchen funkelte die Erde.

Dort lebten Menschen, die nichts von Mandragora wußten, nichts von dem Geschehen, das für sie von großer Bedeutung werden sollte.

Nur sie, Erika Paller, wußte, was geschah. Sie mußte warnen.

Aber wen? Und wie?

Ihr Geist war gefesselt an eine fremde Welt. Erika Paller schrie. Aber ihre entsetzlichen Schreie wurden von niemandem vernommen.

*

Zu allen Zeiten gab es Besessene. Es gibt sie noch heute.

Niemand weiß, wie es zustande kommt. Es gibt viele Theorien.

Allen Theorien aber ist eins gleich: daß der Teufel seine Hand dabei im Spiel hat.

Der Teufel hat viele Namen.

Auch Mandragora und die ihr unterwürfigen Geistesgeschöpfe sind Teufel.

Claudia Sander glaubte weder an Gott noch an den Teufel. Sie hatte zwar etwas von Besessenen gelesen. Es gab bestimmte Magazine, die sie las. Da wurde gelegentlich auch über solche Fälle berichtet. Aber eingehendere Gedanken hatte die Superblonde mit dem aufregenden Gang und dem wippenden Minirock sich darüber nie gemacht.

Claudia, in Fachkreisen nur »The Doll« genannt, hatte andere Interessen, als sich mit Okkultismus und Lehren über die Besessenheit zu befassen.

Für sie existierten schöne Kleider, Geld, eine Apartmentwohnung und ein schneeweißer Mercedes 350 SEL.

Damit fuhr sie durch Frankfurt. Tagsüber und abends. Sie hatte es nötig, morgens lange zu schlafen, denn die lachte bei ihr dauerten oft bis in den Morgen hinein.

Daß Männer sie »The Doll« nannten, konnte man verstehen, wenn man sie sah. Stupsnase, einen Mund wie gemalt und dichtes blondes Haar, von dem jede Frau nur träumte. Auffallend die großen Augen. Das Gesicht einer Puppe. »Und«, so sagten die Männer, die sie gern besuchten und immer wieder kamen, »sie ist eine richtige Puppe.

Wenn man sie hinlegt, macht sie die Augen zu.«

Der 350 SEL war in Frankfurt bekannt. Claudia Sander fuhr damit ganz bestimmte Straßen ab. So wie heute abend.

Die Gelegenheit, sie in ihrer ganzen aufregenden Größe zu sehen, ihre schlanken Beine und den wippenden Rock zu bewundern, hatte man in solchen Situationen nicht.

Wenn Claudia offiziell unterwegs war, fiel sie durch den flauschigen weißen Pelzmantel mit dem riesigen Kragen auf, den sie bei solchen Fahrten anzuziehen pflegte.

Der schneeweiße Wagen rollte fast lautlos durch die abendliche Kaiserstraße.

Lichtreklamen blinkten. Geschäftshäuser, Bars, Cafes. Sie kannte sich hier aus.

Vor einem großen Radiogeschäft stand ein einzelner Mann.

Dunkelgrauer Straßenanzug, hochgewachsen, kein Städter. Claudia taxierte ihre Kunden mit einem Blick.

Das konnte etwas werden. Einsamer Provinzler in der Großstadt. Den Typ kannte sie. Der wollte etwas erleben.

Sie steuerte an den Rand des Bürgersteigs, drei Schritte vor dem Schaufensterbetrachter.

Mit leichter Hand stieß Claudia die Wagentür zum Bürgersteig auf und setzte sich in Positur.

»Entschuldigen Sie, bitte«, rief sie, als ihr auserwähltes Exemplar weitergehen wollte.

Der Angesprochene wandte den Kopf. Er hatte ein rosiges Gesicht. Seine Augen bildeten verwundert, um seine breiten Lippen zuckte ein Lächeln.

»Jo mei«, flüsterte er und kam verlegen zwei Schritte näher. »Ich furcht, ich kann Ihnen net helfe, Frollein«, sagte er. Er konnte nicht verhindern, daß er rot anlief. So eine Frau hatte er noch nie gesehen. »Ich bin net von hier.«

Ein Bayer. Sie konnte ihn sich gut in Lederhosen und Gamsbarthut vorstellen.

»Ich möcht keine Auskunft«, sagte sie mit rauchiger Stimme. »Wie war's denn mit uns beiden? Ich könnt mir die nächste halbe Stunde mit Ihnen verdammt nett vorstellen.«

Franz-Xaver Birchlinger klappte den Unterkiefer herunter. »Jo mei…«, entfuhr es ihm, als er in das Auto blickte und erst beim zweiten Hinsehen erkannte, was da geboten wurde.

Claudia Sander hatte das rechte Bein ein wenig ausgestreckt. Der weiße, flauschige Mantel lag halb über dem Oberschenkel. Ihre samtene Haut schimmerte matt.

Birchlinger schluckte. Seine Augen wurden groß wie Untertassen. »Jo…«, konnte er nur sagen.

Claudia Sanders trug unter dem weißen Mantel nichts als ihre Haut.

»Hm, wie ist's?«

»Ja, eigentlich… ich bin auf der Suche nach einem Lokal… für unseren Skatclub. Wir wollten ein Wochenende in Frankfurt verbringen. Ich sollt das richtige Lokal suchen – für 'nen zünftigen Skat und all dös, woas noachher noch d'zu gehört…«

Claudia Sanders meinte: »Was nachher alles dazu gehört, das kann ich euch zeigen. Wir sprechen gemeinsam die Tour durch, mhm?«

Sie hatte die richtige Art. Wer sie sah, konnte ihr schlecht widerstehen.

Im Nu waren sie sich handelseinig. Franz-Xaver Birchlinger setzte sich neben sie, und gleich darauf fuhr der 350 SEL los.

*

Es war eine Begegnung wie andere auch. Man traf sich, man ging gemeinsam ins Bett, und damit hatte es sich. Vielleicht traf man sich auch ein zweites Mal wieder. Das kam auf die Umstände an.

Franz-Xaver Birchlinger lag wie verklärt auf dem breiten, duftenden Bett. Die rosafarbene Bettwäsche paßte in dieses Apartment.

Ein einsames rotes Licht brannte, schuf eine Stimmung, eine Atmosphäre, wie er sie noch nie erlebt hatte.

Mann, war das ein Leben!

Diese Claudia Sander war Spitze. Er hatte gehört, daß man in Frankfurt einiges erleben konnte, wenn man nur wollte.

Die Tour hatte es in sich. Seine Skatbrüder würden staunen, wenn er ihnen erzählte, wie sich die Sache abgespielt hatte.

Wie im Film!

Fuhr ein Wagen vor, saß 'ne Blondine drin, nur mit einem Pelzmantel bekleidet. Mann, war das 'ne Sache?

Und jetzt bekam er vor dem Spielchen sogar 'nen Drink serviert. Zugegeben, der Spaß mit »The Doll« war nicht billig. Aber was soll's. Dafür bekam er auch etwas geboten, was nicht alltäglich war.

Er beobachtete jeden ihrer Schritt. Unter ihrer samtenen Haut spielten die Muskeln.

Claudia Sander bewegte sich mit der Grazie und Eleganz eines Pferdes.

Sie trug nichts auf dem Leib. Ihrer Figur war vollendet.

Die runden Hüften, die langen Beine. Hier stimmte einfach alles.

Mit dem Drink kam der Tod.

Das wollte Franz-Xaver Birchlinger nicht. Auch Claudia Sander hatte eigentlich nicht die Absicht. Sie war keine Mörderin, die fremde

Männer in ihr Apartment lockte, um ihnen den Garaus zu machen.

Es kam einfach so über sie. So konnte man es sagen. Sie merkte nicht, daß etwas Besitz von ihr ergriff.

Sie holte aus der Schublade ihre Schlaftabletten.

In ihren Augen blitzte ein eisiger Glanz.

Claudia Sander war nicht mehr sie selbst.

Etwas Fremdes beherrschte sie. Ein Dämon hatte den Weg zur Erde gefunden. Sie war eine Besessene, auf eine besondere Weise.

Sie tobte nicht, sie schrie nicht. Sie blieb ganz still.

Sie mixte zehn Tabletten in den Drink, brachte ihn mit einem Tablett zu dem Bett, wo Franz-Xaver Birchlinger wie ein rosiges Ferkel lag und von einem Ohr zum anderen grinste.

Sie prosteten sich zu. Sie saß neben ihm, und er streichelte ihre Schultern und ihre Brüste.

»Ich hoffe, es schmeckt dir«, sagte sie und leerte ihr Glas auf einen einzigen Zug.

Birchlinger wollte der Dame vom horizontalen Gewerbe nicht nachstehen.

»Scharf«, sagte er und gab einen Ton wie eine schnaufende Lokomotive von sich. »Wie du…«

Er riß sie an sich.

Hier konnte er sich einmal alles erlauben. Doch mit seinem Elan war es nicht weit her.

Das Präparat wirkte schnell.

Er sah vor seinen Augen alles verschwommen, lallte unverständliches Zeug. Seine Anne fielen herab, und dann fing er an zu schnarchen.

Sein Kopf fiel auf die Seite.

Er atmete schwer, sein Puls fing an zu rasen. Birchlinger versank schnell in tiefe Bewußtlosigkeit.

Claudia Sander verließ das breite Liebeslager, stellte das Tablett mit den beiden leeren Gläsern hinaus in die Küche und ging vor den Spiegel, um ihre Haare zu ordnen.

Wortlos griff sie nach dem weißen Pelzmantel und verließ das Appartement.

Um ihre schön geschwungenen, sinnlichen Lippen lag ein zynischer Zug.

Das eisige Glitzern in ihren Augen verlor sich, als sie in ihren Mercedes stieg und startete.

Sie wußte nichts von dem, was in ihrem Zimmer geschehen war. Sie war auf Kundenfang, wie immer. Erst eine knappe Stunde später, als sie einen Interessenten anschleppte, kam das große Theater.

Der fremde Mann in ihrem Bett.

Die Polizei kam, ein Unfallwagen. Aber mit Birchlinger war nicht

viel zu machen. Sein Kreislauf, schon immer sehr schwach, war zusammengebrochen.

Claudia Sander wurde festgenommen. Das Glas, in dem sich die Spuren des Schlafmittels eindeutig nachweisen ließen, wurde zum belastenden Moment. Ein klarer Mordfall.

Mandragoras dämonischer, unsichtbarer Gehilfe hatte zum erstenmal zugeschlagen.

Drei Opfer mußten es sein, um einem Phantom den Weg zu ebnen.

Das erste Opfer für die Tochter der satanischen Gebieterin war geschaffen.

Jeder konnte der nächste sein.

*

Ein Mann war unterwegs.

Sein Name: Jörg Sommerkorn. Er war Merlins Assistent.

Am späten Nachmittag war er im Zuge der Nachforschungen im Mordfall Paller noch einmal in das Kommissariat gekommen, um Bericht zu erstatten. Merlin war nicht anzutreffen.

Sommerkorn hielt es für wichtig, Merlin zu benachrichtigen. Der legte immer sehr viel Wert auf sofortige Information, wenn es Neuigkeiten gab.

Am Abend war Merlin noch immer nicht zurück.

Sommerkorn erfuhr, daß der Kommissar noch einmal zum Wochenendhaus der Pallers gefahren sei, um etwas zu überprüfen.

Merlin war nach Sommerkorns Meinung aber ziemlich lange unterwegs.

Sommerkorn war ein Mann der schnellen Entschlüsse. So kam er auf die Idee, gegen neun Uhr loszufahren, als Merlin noch immer nichts von sich hören ließ.

Sommerkorn ging seinen Gefühlen nach und geriet in die Region, in der durch Erikas Experimente ein in Mandragoras Welt geborener Dämon wirksam geworden war.

Der gleiche Dämon, der Claudia Sander zu der verruchten Tat mißbraucht hatte, war nicht mehr als ein Lufthauch.

Fünf Kilometer vor der Einfahrt in die Wochenendsiedlung fuhr dieser Dämon in den Leib Jörg Sommerkorns.

Damit sollte etwas eintreten, was auch Björn Hellmark nicht mehr rückgängig machen konnte.

*

Hellmark und Paller gingen auf die Haustür zu.

Schon draußen vor der Gartenumfriedung hatten sie den

parkenden Wagen gesehen. Es war ein dunkelblauer Ford. Björn, der ein gutes Gedächtnis hatte, erinnerte sich an diesen Wagen und erkannte ihn auch an der Nummer.

Das war Anton Merlins Fahrzeug. Damit war er in das Untersuchungsgefängnis gefahren. Björn hatte ihn vom Fenster der Gastwirtschaft aus beobachtet.

Das Siegel an der Eingangstür zu dem Wochenendbungalow war zerbrochen.

Im Haus jedoch war es völlig finster. Trieb Merlin sich irgendwo im Garten herum oder in den Treibhäusern?

Sie konnten auch hier keine Anzeichen dafür erkennen.

Ferdinand Paller drückte die Türklinke zum Haus herab.

Er tastete nach dem Lichtschalter. Helligkeit überflutete Möbel und Teppiche. Das Innere des Hauses sah aus, als hätte ein Orkan darin gewütet.

Bilder waren von den Wänden gerissen, die Tapeten stellenweise aufgeschlitzt, der Verputz wie mit einem scharfen Gegenstand großflächig abgekratzt. Eine Blumenvase lag zerschmettert am Boden.

»Was ist denn hier los?« kam es erschrocken über die Lippen des alter Apothekers.

Björn kam nicht mehr dazu, etwas darauf zu bemerken. Sie hörten das leise Stöhnen aus dem angrenzenden Raum.

Die Tür nach dort war ins Schloß gefallen.

Hellmark riß sie sofort auf.

Ein Bild der Verwüstung bot auch dieses Zimmer.

Die Vorhänge waren heruntergerissen, die Möbel umgekippt. Zwischen Tischen und leichten skandinavischen Sesseln lag eine Gestalt und versuchte mühsam, sich zu erheben. In der Hand hielt sie eine schmale Gardinenleiste.

»Kommissar Merlin!« Björn ging sofort neben dem Stöhnenden in die Hocke. »Was ist passiert?«

In den Augen des Kommissars glitzerte es. Gleichzeitig erkannte Björn, was Merlin vorhatte. Er wollte die Leiste hochreißen und Hellmark damit attackieren.

Björn war schneller. Seine Hand schlug Merlins Unterarm zurück.

Merlin kippte zur Seite. Blitzschnell entwand ihm Hellmark die Schlagwaffe.

»Tut mir leid, Kommissar. Nicht schlagen! Da bin ich empfindlich. Sie müssen mich verwechseln.« Er blickte sich in der Runde um, während Merlin ihn anstierte.

»Hellmark – Sie sind – Herr Hellmark«, sagte Merlin mit schwerer Zunge.

»Haben Sie das alles hier veranstaltet?« deutete Björn in die Runde.

»Wie kommen Sie hierher?« lautete die Gegenfrage. Merlin ging

auf Björns Frage gar nicht ein. »Da waren doch andere – graue Gestalten – sie fielen über mich her – warfen mich zu Boden…«

Eine Halluzination! Björn wurde lebhaft an das Erlebnis erinnert, das er im Labor Ferdinand Pallers gehabt hatte.

Hellmark war Merlin behilflich, auf die Beine zu kommen. Der Kommissar war noch benommen. Hellmark richtete Fragen an ihn, um Näheres über die rätselhafte Rauferei zu erfahren, in die Merlin offensichtlich geraten war.

»Was für graue Gestalten waren das?«

»Steine, lebende Steine…«, schluckte Merlin. Man sah ihm an, daß er das, gegen das er gekämpft hatte, noch deutlich vor sich sah. Während des Sprechens sah er sich öfters unstet um, als gäbe es da etwas, das nur darauf wartete, ihn erneut anzufallen. »Sie waren groß wie Riesen, stießen mit ihren kantigen Felsköpfen an die Decke. Ich habe gedacht ich spinn – ich hörte den Wind durchs Haus pfeifen, er trieb mich in die Ecke – wie eine Mauer rückten sie auf mich zu – gierig griffen unheimliche Hände nach mir – haben Sie jemals schon Hände aus Stein gesehen? Nein, ich meine nicht die, wie man sie an Statuen sieht – andere, richtige Steinhände – grob, unbehauen, kantig, groß und rauh, um den Schädel eines Menschen dazwischen zu zermahlen. Damit rückten sie an – fünf, zehn – sie waren überall – ich rannte wie von Sinnen durchs Haus – versuchte ihnen zu entkommen, aber sie waren überall. Sie versperrten mir den Rückzug. Ich schlug um mich, wehrte mich man wollte mich erdrücken – ich wurde in die Enge getrieben. In meiner Verzweiflung riß ich die Gardinenstange herunter – aber es war lächerlich. Ich schlug sie kurz und klein an diesen Kolossen.«

»Die Einrichtung schlugen sie kurz und klein, Kommissar. Die Gardinenleiste ist so gut wie unbeschädigt. Damit wollten Sie mir den Scheitel geradeziehen, Kommissar.«

Björn bückte sich und hob die Leiste auf.

Sie war nicht kurz und klein geschlagen, wie Merlin behauptet hatte.

Hellmark gelang es, den Kommissar in ein Gespräch zu ziehen. Es zeigte sich, daß Merlin zugänglicher war als am Mittag in seinem Büro. Das Erlebnis hier war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er sah jetzt auch die Tonbandaufnahmen, die er bisher abgehört hatte, mit ganz anderen Augen an.

Merlin war dem Übernatürlichen begegnet und war nun überzeugt, daß auch Erika Paller in Dinge hineingezogen worden war, die sie eigentlich gar nicht gewollt hatte.

Merlin und Hellmark sprachen sehr sachlich miteinander, so gut dies unter den bestehenden Umständen möglich war. Merlin erfuhr von den Ereignissen in Pallers Labor.

Was für eine Macht war das, die so starke Halluzinationen suggerieren konnte, daß man meinte, es geschähe wirklich?

»Mandragora!« sagte Hellmark. »Es liegt an uns, herauszufinden, wer oder was das ist. Wie es sich bemerkbar macht, wissen wir nun. Jetzt heißt es, so schnell wie möglich Näheres über das Schicksal von Erika Paller zu erfahren. Dabei wollen wir vergessen, daß Dr. Bernd Kessler irgend etwas damit zu tun hat. Mandragora ist der Feind. Erika Paller hat es vielleicht geahnt. Wären Sie bereit, mir Einblick in die Unterlagen zu gewähren, die Sie bis jetzt beschlagnahmt haben?«

»Ich habe hier sehr wenig Material sichergestellt, da ich überzeugt gewesen bin, daß der Fall eigentlich klar sei. Der Meinung bin ich aber schon eine ganze Weile nicht mehr. Darum bin ich ja hierhergekommen, um mich zu vergewissern, ob vielleicht an dem, was Sie bei unserer ersten Begegnung von sich gaben, möglicherweise doch etwas dran ist. Ich möchte die Bänder hören, die es hier noch gibt. Aber das hat man verhindern wollen.« Er blickte sich um und ging kopfschüttelnd von einem Raum zum anderen. Überall sah es gleich aus. Er hatte die Angreifer gesehen und bis zur Erschöpfung gekämpft. Die anrückenden Gespenster waren ihm so dicht auf den Leib gerückt, daß ihm wirklich die Puste ausgegangen war.

Hellmark und Merlin machten sich gemeinsam daran, die Tonbänder zu suchen. Björn hatte den Vorteil, daß er das Arbeitsbuch Erika Pallers von deren Vater erhalten hatte und nun aufgrund der dort vorhandenen Angaben jene Stellen nachschlagen konnte, über die er dringend Bescheid haben mußte und die weit über das hinausgingen, worüber Erika Paller anderenorts geschrieben hatte.

Als er auf die Stelle stieß, die Mandragoras Planet betraf, las er sich fest. Er fand die Hinweise auf Bänder und damit auf die ausgesprochenen Gedanken und Erläuterungen der jungen Apothekerin, die ihre Meinung über jenen fernen Stern darlegte, der sie magisch anzog.

Die Lage und Helligkeit und die besondere Anziehung, die von ihm ausging, wurde genau registriert.

»Ich habe keinerlei astronomische Kenntnisse«, sagte Erika Paller an einer Stelle. »Aber ich blicke zum Himmel hinaus und finde unter all den tausend und abertausend winzigen Punkten auf Anhieb jenen Stern, von dem ich weiß, daß Mandragora dort lebt, daß ich vielleicht selbst schon einmal dort gewesen bin. Warum sonst möchte ich wieder dort sein? Ich sehe ihn an, und vor meinen Augen wird er groß und größer, verschluckt das Licht der anderen Sterne. Ich weiß, daß ich dorthin muß. Es ist wie eine Hypnose…«

Wie eine Hypnose! So war es auch bei dem, was sie alle bisher erlebt hatten.

Was immer auch von jenem Stern ausstrahlte, es war nichts Gutes.

Abstoßende, dämonenfratzige Wesen, gierige, würgende Hände, die aus einer Pflanze herauswuchsen, waren nicht das, was man als angenehm ansehen konnte.

Angst wurde verbreitet.

Mandragora lebte durch die Angst, Mandragora liebte die Angst.

Björn Hellmark stellte sich ans Fenster. Mit seinen Blicken suchte er den sternenklaren Himmel ab.

Irgendwo zwischen den stecknadelkopfgroßen Lichtern befand sich auch jener Stern, den Erika Paller so verehrt hatte.

Hellmark konzentrierte sich auf das Glitzern und Blinken, war aufnahmefähig, völlig gelockert und bereit, jenen Anruf zu empfangen, den Erika Paller immer und immer wieder gespürt hatte.

Aber da war nichts.

Ein Sternenhimmel dehnte sich vor ihm aus. Das war alles. Ein Licht war wie das andere. Er hatte noch niemals mit solcher Intensität den Sternenhimmel betrachtet wie in diesem Augenblick.

Das Fenster wies nach Süden. Und nach Süden hatte Erika Paller immer geschaut. Das war an vielen Stellen erwähnt.

Er dachte intensiv an Mandragora, vermied es jedoch, sich eine bestimmte Vorstellung von ihr zu machen.

Plötzlich kniff er die Augen zusammen. Wurde der eine Stern nicht heller, brannte sein kaltes Licht nicht wie ein Strahl in sein Hirn, so daß es ihn körperlich schmerzte?

Das Licht verbreitete sich fächerartig. Seine Konzentration war voll auf diesen einen Stern ausgerichtet.

Er fühlte die magische Anziehungskraft, und schaudernd wurde ihm klar, daß seine Sinne ansprachen, daß es genauso war, wie bei Erika Paller, wenn er intensiv an Mandragora dachte.

Er erinnerte sich.

Zu allen Zeiten hatten die Menschen den Sternen einen besonderen Einfluß auf das Leben der Irdischen zugeschrieben. Sie brauchten dafür keine Beweise. Sie wußten es.

Damals lebten auch die Götter noch unter den Menschen. Sie arbeiteten, feierten und stritten miteinander. Und die Sterne waren die Edelsteine in den Diademen der Götter.

Wie die Edelsteine das Schicksal des Menschen beeinflussen konnten, war man auch dem Einfluß der Sterne unterworfen.

Dann brach die Götterdämmerung herein. Die Götter zerstritten sich untereinander und kümmerten sich nicht mehr um die Menschen.

Sie mußten sich nun selbst zurechtfinden. Dabei entdeckte man, daß die Welt voller Rätsel ist. Wer konnte sie lösen?

Man begann zu forschen und zu studieren. Man baute Fernrohre, durch die man die Sterne betrachten und erkennen konnte. Man lernte vieles, aber noch mehr blieb rätselvoll.

Der Mensch sah ein, daß es viele Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die dem Menschen wohl ewig ein Rätsel bleiben werden.

»Man müßte es riskieren, man muß es riskieren«, sagte Björn leise, sich selbst verbessernd.

Anton Merlin, der die ganze Zeit neben ihm gestanden und den entrückten Ausdruck auf seinem Gesicht wahrgenommen hatte, fragte: »Sie meinen… Sie müßten das gleiche tun und wie Erika Paller den Trank nehmen und nachprüfen, ob…« Er wagte nicht, den Gedanken laut auszusprechen.

Paller hatte noch eine ganze Flasche des konzentrierten Pflanzenauszugs gefunden, mit dem die junge Apothekerin ihrem Leben – scheinbar – ein Ende gesetzt hatte.

»Sie hat eine Astralreise gemacht«, sagte Hellmark. »Es kommt mir fast so vor, als wäre Erika zu einem Werkzeug für einen anderen, viel stärkeren und vor allem gefährlicheren Geist geworden. Mandragora hat Erika Paller den Weg gezeigt, der zu ihr führte. Er wurde durch eine besondere Dosis jener Auszüge ermöglicht, die Erika Paller aus den Pflanzen gewann, die man heute noch Mandragora nennt. Viele Einzelheiten sind mir klar. Man müßte die Astralreise nachvollziehen, um völlige Sicherheit zu gewinnen.«

Merlin sah das ein, da für viele Dinge keine vernünftige Erklärung möglich war. Doch der Gedanke, daß dieser Mann wie Erika Paller eine hohe Dosis des Pflanzengiftes zu sich nehmen könnte, behagte ihm gar nicht. »Das dürfen Sie nicht riskieren!« preßte er hervor.

»Erika Paller tat es auf ihre Weise. Ich könnte es auf meine Weise versuchen.«

Merlin begriff die rätselhafte Andeutung nicht.

Björn wandte sich vom Fenster ab und sah den Kommissar ernst an. Er erklärte es ihm genauer: »Es kann in den nächsten Minuten etwas geschehen, was Sie nicht begreifen werden und Ihnen vielleicht Angst macht. Ich möchte Sie darauf vorbereiten. Ich werde versuchen, Erika Pallers Geist aufzuspüren. Ich kann mich auf jene ferne Welt konzentrieren. Dies wird so intensiv geschehen, daß mein stofflicher Körper möglicherweise sehr schwach, fast durchsichtig scheinen wird. Ich werde zu keiner Bewegung mehr fähig sein. Dies kann eintreten. Ich habe einen derartigen Versuch noch nie gemacht. Ich weiß nicht, was dabei herauskommt und ob überhaupt etwas dabei herauskommt. Lassen Sie mich auf alle Fälle in Ruhe! Rufen Sie keinen Arzt! Auch wenn Sie es mit der Angst zu tun kriegen sollten. Meine körperliche Gestalt wird sich wieder festigen, sobald mein gelöster Geist zurückkehren wird. Alles wird dann wieder sein wie jetzt.«

Damit war manches erklärt, dennoch drängten sich Merlin zahllose Fragen auf. Doch er stellte sie nicht. Er fühlte, daß im Grunde genommen alles ein Rätsel bleiben würde, das man hinnehmen mußte.

Björn rückte sich einen Stuhl zurecht und setzte sich vor das weitgeöffnete Fenster, das Gesicht dem sternenklaren Himmel zugewandt.

Anton Merlin und Ferdinand Paller wurden Zeuge eines Vorgangs, den sie beide nicht begriffen.

Hellmark starrte in das Licht des fernen Sterns. Der Lichthof vor seinen Augen blähte sich auf. In den Schlag eines Herzens drangen die hellen, pulsierenden Wellen ein.

Björn konzentrierte sich voll auf seine Fähigkeiten, sich verdoppeln zu können. Er wollte auf jenem fernen Stern sein, von dem er glaubte, daß er Mandragoras Welt sei.

Mit seinem Körper vollzog sich eine gespenstische Veränderung.

Seine Haut wurde seltsam hell, es sah aus, als würde er zu einem diffusen Nebel werden. Seine Bewegungen erstarrten, seine Augen, fast durchscheinend, wurden wie Glas. Schwach und undeutlich blieb sein stofflicher Körper auf dem gepolsterten Stuhl zurück, während sein Doppelkörper – Macabros – Lichtjahre entfernt auf einem fernen Stern existent wurde.

*

Die beiden Beobachter hielten den Atem an.

Sie waren so sehr auf das Geschehen eingestellt, daß ihnen das Vorfahren des Autos entging.

Sie hätten es auch kaum gehört, denn hier hinter dem Haus bekam man nicht mit, was auf der Straße vorging.

Jörg Sommerkorn war angekommen. Kommissar Merlin und Ferdinand Paller bemerkten ihn erst, als er wie ein Geist im Zimmer auftauchte.

Ein Schuß krachte.

Paller warf die Arme hoch. Zwischen seinen Schulterblättern sprudelte aus einem winzigen Loch stoßweise hellrotes Blut.

Merlin warf den Kopf herum.

Ein zweiter, ein dritter Schuß.

Die Kugeln drangen beide in seine Brust.

Merlin fiel nach vorn. Gurgelnd stützte er sich am Schrank ab, stierte schreckensbleich auf den Mann, der vor ihm stand, die rauchende Dienstpistole in der Hand, ein eiskaltes Glitzern in den Augen, als sei er von einem Dämon besessen.

»Sommer… korn… Sie?« Der Kommissar rutschte ab, die Beine knickten ihm ein. Er fiel mit dem Gesicht auf den Fußboden.

*

Seine Sinne erfaßten eine Welt, auf der kein Mensch leben konnte.

Aber er empfand weder die eisige Weltraumkälte noch vermißte er die Atmosphäre. Er brauchte nicht zu atmen und auch sein Blut wurde nicht zu Eis in seinen Adern.

Er war Macabros. Der Doppelkörper, der die trostlose, sturmgepeitschte Welt erreicht hatte, bestand aus einer ätherischen Substanz, die nichts gemein hatte mit Fleisch und Blut.

Sein Bewußtsein registrierte mit allen Sinnen die Umwelt. Auch äußerlich gab es zwischen dem Doppelkörper und Hellmarks Originalkörper keinen Unterschied, sie glichen sich wie ein Ei dem anderen.

Der Sturm zerzauste seine Haare. Macabros fragte sich, wie es möglich war, daß auf einer atmosphärenlosen Welt ein Wind sich entwickeln konnte.

Mandragoras Geist! Er begriff es, als er die unheimlichen Stimmen in seinem Bewußtsein vernahm.

Triumph, Zynismus, eine schreckliche Freude, als befände die ganze Hölle sich in Aufruhr.

Hinter den düsteren Dämpfen, die wie schwarze Wolken über die zerklüftete, bizarre Landschaft schwebten, sah er den Felsen-Menschenkopf, die hautfarbenen, nackten Leiber menschlicher Wesen. Ein Berg aus warmem, lebendem Fleisch, wie es schien.

Macabros erfaßte in diesen Sekunden nur die fremdartige, menschenfeindliche Umwelt. Hellmarks Originalbewußtsein war so gut wie ausgelöscht.

Schwach und leblos war der Originalkörper zurückgeblieben. Hellmark erlebte das Gegenteil des Zustandes, den man »Majavi-Rupa« nannte, in dem der Originalkörper und Doppelkörper zur gleichen Zeit voll aktiv und ansprechbar sind.

Der Originalkörper war diesmal nur noch eine Hülle. Die Sinne erfaßten nichts mehr. Das Hirn war nur auf eine einzige Aufgabe konzentriert: den Zweitkörper Millionen und Abermillionen Kilometer entfernt zu erhalten und voll aktiv wirken zu lassen.

Von den dramatischen Vorgängen im Wochenendhaus der Pallers merkte er nichts.

*

Macabros erfuhr durch das Triumphgefühl Mandragoras, die sich anschickte, ihre Ketten zu sprengen und einen Teil von sich zur Erde zu schicken, was eigentlich gespielt wurde und welche Aufgabe Erikas Geist zu erfüllen hatte.

Macabros hörte in sich außer der Stimme Mandragoras ein leises, fernes Stimmchen. Es war das ohnmächtige Wehren eines gequälten

Geistes, der nicht zurückkonnte in seinen Körper, in dem er geboren worden war.

Macabros stellte sich auf diese leise Stimme ein und rannte auf sie zu.

Hinter der dunklen, wirbelnden Wolkenwand verschmolzen die Leiber zu dem großen Menschenkopf, in dem sich teuflische List und göttliche Macht vereinigten.

Macabros erkannte in ihm eine weitere Maske, in der sich Mandragora sichtbar machte. Er beachtete sie nicht und rannte weiter dem schwachen Ruf Erikas entgegen.

Der Riesenkopf wandte sich arrogant Macabros zu. »Armseliger Erdenwurm«, dröhnte die furchtbare Stimme des steinernen Giganten. »Ich kenne deine Ansichten. Dein Wollen liegt vor mir wie die Seiten eines aufgeschlagenen Buches. Aber du wirst nichts daran ändern können. Der Geist Erika Pallers ist verloren. Sie geht ein in die Geburtsmühle der Dämonen – und meine Tochter wird den irdischen Leib übernehmen. Der Weg ist geebnet.«

Er hörte nicht nur die triumphierende Stimme in sich, auch die Gefühle wurden ihm klar.

Eine heftige Windbö wurde ihm entgegengeworfen. Mandragora wurde aktiv. Macabros flog wie ein welkes Blatt zurück, landete auf dem rauhen Boden des Meteoriten, über den sich die endlose Weite des Kosmos spannte und in dem irgendwo wie ein winziger, stecknadelkopfgroßer Punkt auch die Erde leuchtete.

Macabros rappelte sich wieder auf.

Der Kampf mit Mandragora würde ihn zwar aufhalten, aber nicht vernichten können. Dieser ungeheuerliche Geist, der seit Anbeginn der Schöpfung existierte, konnte zwar Macht gewinnen über einen fremden Körper aus Fleisch und Blut, er konnte furchtbare Bilder entstehen lassen und Angst und Schrecken verbreiten, doch damit war Macabros nicht zu besiegen. Sein Körper war nicht aus Fleisch und Blut.

Er hatte diese fremde Welt betreten. Hinter den düsteren Schleiern sah er eine Gestalt, die von dem heftigen Wind immer näher auf den Berg mit den überquellenden Leibern zugeschoben wurde. Sie konnte sich nicht dagegen zur Wehr setzen.

Das war Erika Paller.

Ein menschlicher Geist sollte zu einem Werkzeug satanischer Mächte werden. Die Welt der bösen Geister und Dämonen war vielgestaltig und undurchsichtig. Es gab mehr als nur Satan, den Teufel und Molochos, den Dämonenfürsten. Mandragora kam hinzu. Irgendwann war der Sieg über sie gelungen, aber sie wollte die Ketten sprengen und verlorenen Boden zurückerobern. Der Bannfluch hatte über die Zeit eine Mauer um die Welt der machtgierigen Mandragora

errichtet. Durch Erika Paller war eine Bresche in der unsichtbaren Mauer entstanden, durch die Mandragora ihre Dämonen auf die Erde schicken wollte.

Macabros kämpfte gegen den Sturm an. Mühsam kam er vorwärts. Zwei entgegengesetzte Kräfte wurden wirksam. Der eine Wind trieb Erika Paller immer näher an den Berg aus Leibern heran, der andere Wind stemmte sich Macabros entgegen.

Macabros verlor den Kampf.

Zu spät!

Mandragoras Triumph kannte keine Grenzen. »Du hast geglaubt, etwas ändern zu können! Armer, irdischer Narr! Mandragora ist die stärkste in dieser Region der Welt. Völker haben ihr vor Zeiten Tribut gezollt. Du bist zu spät gekommen. Erika Pallers Geist geht ein in die Geburtsmühle und wird als ein Teil von mir auf der Erde neu entstehen: ein Teil von mir – Mandragoras Tochter.«

Macabros starrte mit brennenden Augen auf die unwirkliche Szene.

Erika Paller warf die schlanken Arme in die Höhe. Ihr Leib wurde wie auf Flügeln emporgetragen. Sie verschmolz mit den Leibern, die in fleischlicher Lust aneinander gekettet waren, und versank in ihnen…

»Wie ein Phantom wird meine Tochter zur Erde kommen, Erdenwurm«, fieberten die fremden Sinne. »Ich werde sie – Phantoma nennen.«

*

Drei Dinge ereigneten sich an drei verschiedenen Orten fast zur gleichen Zeit.

Jörg Sommerkorn zuckte zusammen. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, und er stöhnte gequält, als er erkannte, was für eine Tat er begangen hatte.

Kein Zweifel: er hatte geschossen. Die Tatwaffe hielt er noch in der Hand.

Aber er konnte sich nicht erinnern, geschossen zu haben.

Er stürzte sich auf Merlin, der zu seinen Füßen lag. Der Kommissar atmete noch, ein dünner Blutfaden lief aus seinem Mundwinkel.

Ferdinand Paller war tot.

Sommerkorn bettete seinen Vorgesetzten fachgerecht, legte erste Hand an. In den Augen des Assistenten standen Angst und Ratlosigkeit zu lesen. Das kalte Glitzern, das ihnen anhaftete, als er eintrat, war verschwunden. Der Dämon, der seinen Geist verwirrt und seinen Körper als Werkzeug benutzt hatte, entglitt unsichtbar durch die Lüfte.

Nur zwei Kilometer weiter schlug Mandragoras Helfershelfer erneut zu.

In einem auf der anderen Seite des Bezirks liegenden Bungalow

war ein Ehepaar damit beschäftigt, eine neue Einrichtung, die am späten Nachmittag angeliefert worden war, aufzustellen.

Der Unsichtbare fuhr in den Mann, als der gerade dabei war, Teile eines Anbauschranks zusammenzusetzen. Er hielt ein großes Brett in der Hand. Seine Frau stand gebückt über einer Schublade, die sie in das bereits fertiggestellte Teil hineinschieben wollte.

Der Mann wußte nicht, wie ihm geschah. Bosheit und Mordlust packten ihn von einer Sekunde zur anderen. Das Brett rutschte wie zufällig herab, krachte in das Genick.

Die Frau verlor den Halt, stürzte nach hinten. Sie war benommen. Da folgte mit Wucht der zweite Schlag. Er saß mitten auf dem Schädel. Drei, vier Schläge folgten noch nach. Der Mörder zertrümmerte dem Opfer den Schädel.

Als der Dämon Mandragoras sein Ziel erreicht hatte, war sein Auftrag beendet. Der Weg für Phantoma war geebnet.

Er fuhr aus.

Der Mann schrie entsetzt auf, als er das blutverschmierte Brett in seiner Hand und seine Frau mit zertrümmertem Schädel auf dem Boden liegen sah.

*

Das dritte Ereignis fand im Leichenschauhaus statt, in dem Erika Pallers Leiche aufbewahrt wurde. Sie war noch nicht freigegeben.

Die Bahre, auf der sie lag, stand in einer finsteren Ecke des kühlen, gekachelten Raums.

Mit einem weißen Laken war der Körper, an dessen rechtem Fuß ein Namensschild hing, zugedeckt.

Wie ein Spuk war das, was geschah.

Unter dem Laken begann es sich zu regen.

Die Hände an den Seiten wurden hochgezogen, als würde jemand an versteckten Fäden ziehen.

Die Hände schoben das Laken zurück. Erika Pallers Gesicht wurde sichtbar. Die wächserne Bleiche wich. Leben und Blut kehrte zurück in die Wangen. Die Augenlider zitterten.

Das schmale, längliche Gesicht der jungen Apothekerstochter nahm eine andere Form an. Das Kinn wirkte nicht mehr so spitz, die Lippen nicht mehr so hart. Auch die Haarfarbe veränderte sich. Sie wurden pechschwarz, die Augen groß und dunkel. Aus dem aparten, herben Typ wurde eine ausgesprochen schöne Frau, sinnlich und verführerisch.

Aus Erika Paller wurde Phantoma.

Der Körper gehörte nun der Tochter der ungeheuerlichen Mandragora.

Sie erhob sich, ihre schlanken, nackten Beine stießen das Laken vollends weg. Mit einer natürlichen Grazie bewegte sich der nackte Körper durch den finsteren Raum, in dem die Toten aufbewahrt wurden.

Der Angestellte des Leichenschauhauses, der seine Zeitung las, glaubte nicht daß Tote wiederauferstehen konnten. Es sei denn, sie wären nur scheintot gewesen.

Was im einzelnen geschah, das bekam er nicht mit.

Eisige Hände legten sich um seinen Hals und drückten so lange zu, bis kein Quentchen Atem mehr in seinen Lungen war.

Schwer schlug er mit dem Kopf auf die Tischplatte, direkt auf das Titelblatt, auf dem in schwarzen Riesenlettern die Balkenüberschrift prangte:

»Unbekannter Würger versetzt Stadt in Schrecken.«

Aber dieser Würger, von dem er gelesen hatte, war nicht in das Leichenhaus eingedrungen.

Phantoma nutzte die Schatten der Nacht und tauchte unter, nackt und bloß, wie sie war.

*

Er war wie tot.

Aber der Zustand veränderte sich von einem Augenblick zum anderen.

Björn Hellmark hatte plötzlich wieder Gefühl für seinen Körper, für seinen Geist.

Sein Originalkörper verdichtete sich wieder. Macabros, der noch eben in einer fernen, unwirklichen und trostlosen Welt existiert hatte, die Mandragora gehörte, war aufgelöst.

Macabros konnte nichts ändern an dem Geschehen.

Aber eine winzige Chance hatte Hellmark noch.

Jörg Sommerkorn fuhr zusammen, als aus dem Stuhl vor dem Fenster sich plötzlich jemand erhob.

Da war noch jemand?!

»Kommissar Merlin…?« begann Björn. Da sah er das Entsetzliche.

Sommerkorn wich zurück. Diesen Mann kannte er, Hellmark war im Kommissariat gewesen. Björn erkannte Sommerkorn.

»Ich weiß nicht, wie es passiert ist – was machen Sie hier?« Der Assistent war noch völlig durcheinander.

Hellmark hatte eine furchtbare Ahnung: Mandragoras Einflüsse! Dies war ein Teil des notwendigen Rituals, um Phantomas Weg zu ebnen.

»Rufen Sie den Unfallwagen! Los!« stieß Hellmark hervor, den Schwerverletzten untersuchend. Ob da noch etwas zu machen war?

Die Sackgasse schien perfekt. Er hätte dringend Merlins Hilfe gebraucht.

Erika Pallers Leiche mußte vernichtet werden. Als Macabros war ihm Mandragoras Gedankenwelt klargeworden. Er wußte, was sie mit diesem Körper wollte.

Aber Phantoma würde niemals geboren werden, wenn Erika Pallers Körper sie nicht aufnehmen konnte.

Für Merlin konnte er im Augenblick wenig tun. Das war Sache der Ärzte.

Er hetzte hinaus in den Flur, wo Sommerkorn telefonierte.

»Wie komme ich ins Leichenschauhaus?« fragte er heiser. »Beschreiben Sie mir den Weg! Schnell, wenn wir noch irgend etwas gutmachen wollen! Erklären sie mir genau wo Erika Paller liegt!«

Jörg Sommerkorn plapperte es heraus. Die Zeit, um noch nach dort zu kommen, eine polizeiliche Genehmigung mitzunehmen, um an Erika Paller auch heranzukommen, hatte er nicht mehr.

Björn Hellmark versetzte sich abermals an einen anderen Ort.

Als Macabros tauchte er in der Leichenhalle auf, während sein Originalkörper unverändert vor Sommerkorn stand. Der Zustand des berühmten Majavi-Rupa war wieder einmal erreicht. Beide Körper waren aktiv und ansprechbar, und Hellmark bekam mit, was er als Macabros in der Leichenhalle sah und was er als Hellmark im Wochenendhaus der Pallers im Taunus besprach und beobachtete.

Im Leichenschauhaus fand er die verlassene Bahre, das abgerissene Namensschild und den erwürgten Wächter.

Macabros schluckte. Wieder kam er zu spät. Mandragora hatte zuviel Zeit gehabt.

*

Die beiden nächsten Tage waren nicht weniger hektisch.

Björn sorgte zunächst dafür, daß alle Unterlagen, einschließlich der Gifte, die Erika Paller produziert hatte, unter Verschluß kamen, um nicht noch mehr Unheil anzurichten.

Er selbst sorgte für die Vernichtung der Pflanzen, die den Namen Mandragora trugen und in deren Bereich sich die unheimlichen Halluzinationen abgespielt hatten.

Um Kommissar Merlin kümmerten sich die Ärzte in einem Frankfurter Krankenhaus. Nach einer noch in der Nacht durchgeführten Operation hoffte man, ihn durchzubringen.

Sommerkorn hatte seine Erlebnisse eingehend geschildert. In jener Nacht war viel passiert. Die Zeitungen überschlugen sich in ihren Berichten, die sie über die gespenstischen und rätselhaften Ereignisse brachten. Aber zum Kern konnte kein Berichterstatter vordringen.

Durch Hellmarks Eingreifen war zumindest sichergestellt, daß sich kein Außenstehender mit dem Material vertraut machen konnte. Als Hellmark einen Besuch bei dem, genesenden Merlin machte, kam man überein, alles zu vernichten, was dazu beigetragen hatte, Mandragoras Geist zu beschwören.

Eine Gefahr war gebannt. Aber Björn Hellmark war nicht glücklich.

In jener Nacht, als Erika Pallers Körper aus dem Leichenschauhaus verschwand, war in einer Boutique in einer abgelegenen Geschäftsstraße eingebrochen worden. Damenwäsche und ein Kostüm waren verschwunden. Größe achtunddreißig, die zu einer schlanken Person paßte.

Die Parallelität der Ereignisse gab Hellmark zu denken.

Für ihn gab es keinen Zweifel, daß die geheimnisumwitterte Mandragora einen Teilerfolg errungen hatte.

Ein fremdes Wesen wandelte auf der Erde. Halb Mensch, halb Dämon.

Es war Phantoma, die Tochter der Finsternis.

Würde er ihr jemals begegnen?

ENDE